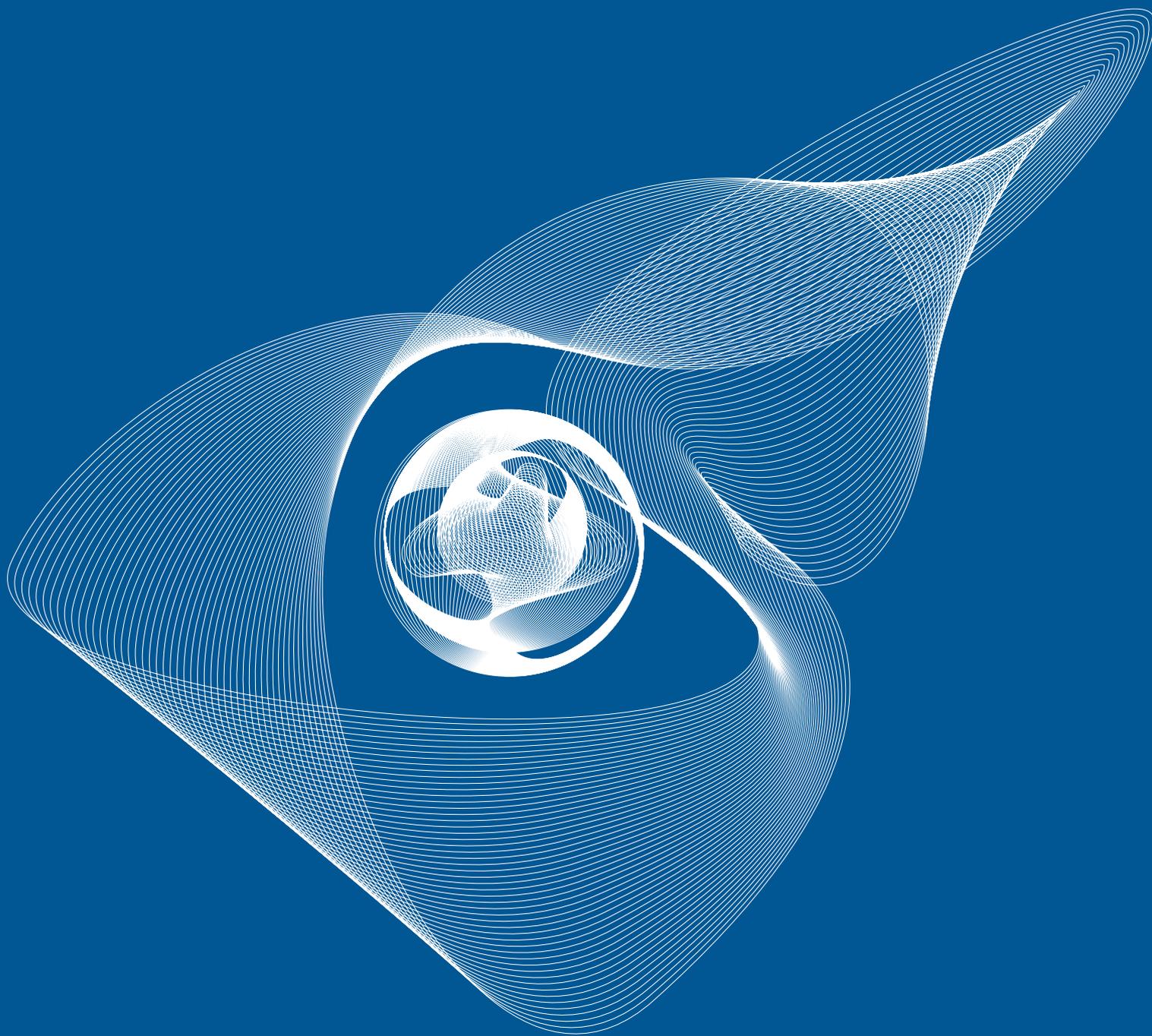


MAGAZIN DER VEREINIGUNG DEUTSCHER REISEJOURNALISTEN (VDRJ)

COLUMBUS



NECKERMANN REISEN GRATULIERT ALLEN COLUMBUS-PREISTRÄGERN!

WIR FREUEN UNS AUF EINE
ERFOLGREICHE ZUSAMMENARBEIT
IM JAHR 2009.

SIE ERREICHEN DIE NECKERMANN PRESSESTELLE WIE GEWOHNT UNTER:

Telefonisch: 0 61 71 - 65 32 81

Per Fax: 0 61 71 - 65 32 85

Per eMail: neckermann.presse@neckermann-reisen.de

Nicht vergessen: „Neckermann macht's möglich“



Inhalt

Reisejournalismus

Für Reisetage wird die Luft dünner.....	4
Erfahrene Genießer im besten Alter.....	7
Redaktionen nicht auf Rosen gebettet..	8
Lesen Einbrecher auch Blogs?.....	10

Tourismusbörse

Die Reiselust lässt auf sich warten.....	12
Ein Preisträger mit Biss.....	13
Rituale auf der ITB.....	15
Berlin Tipps für Ausgeschlafene.....	16
VDRJ auf der ITB.....	17
Interview mit Petra Hedorfer.....	18

Reise-Erlebnisse

Leipziger Allerlei auf die Schnelle.....	21
Von der Banalität des Terrors.....	23
Ein Loblied auf die Thomaner.....	24
Flucht aus dem Trubel.....	26

Columbuspreise

FAS wieder ganz oben.....	27
Sich finden im Sich-Verlieren.....	28
Afrika in einem Zug.....	30
Auf der hohen Kante.....	35
Es waren einmal zwei Weiße.....	38
Karma mal machen.....	43
Kann man hier in die Kirche gehen?.....	46
Der Tanz der Matriarchinnen.....	51
Alle Preisträger auf einen Blick.....	53
Capri: Like ice in the sunshine.....	54
Der Koch, die Reise und ein Preis.....	58
Robbenmenschen und Eisstecher.....	60

Pressereisen

Anspruch contra Möglichkeit.....	62
----------------------------------	----

VDRJ Intern

Neue Mitglieder.....	64
Interna.....	65
Impressum.....	67

Editorial

Ich kann mich noch gut an die hochemotionalen Diskussionen erinnern vor wenigen Jahren, als unsere beiden Mitglieder Uwe Schöllkopf und Michael Schweizer versuchten, mit Idee News auf den Markt zu kommen: mit einer Agentur, die Verlagen zum Festpreis pro Seite maßgeschneiderte Reisetage anbieten wollte. So verlockend die Idee für Geschäftsführer von Medienunternehmen schien, so nahezu einhellig war die Ablehnung bei den Journalisten. Aus nachvollziehbaren persönlichen Gründen. Denn eine Konzentration, so gut sie auch gemacht würde, bedeutet immer Verluste für das individuelle Wohlergehen. Und das in einer Branche, wo man sich eh fragt, wie es die meisten freien Reisejournalisten im Printbereich überhaupt schaffen, am Ende des Monats über dem Hartz IV Satz zu liegen.



Die Idee scheiterte damals. Sie kam einfach zur Unzeit, als die Chefredakteure noch genug Kraft hatten, nicht nur die Rendite des Verlagsunternehmens zu sehen, sondern auch die eigene Redaktionsleistung, die das Produkt Zeitung erst ausmacht. Nun sind diese Zeiten vorbei. Mit Fassungslosigkeit muss man mit ansehen, wie in den letzten Wochen reihenweise Reisetage „umgebaut“, ja tatsächlich platt gemacht werden. Entweder komplett eingestellt, ausgelagert oder als redaktionelles Anhängsel der Anzeigenabteilung zugeschlagen.

Die Fassungslosigkeit, eigentlich die Wut, ist umso größer, da die Reiseressorts bisher schon in allen Verlagen die einzigen journalistischen Abteilungen waren, die richtig Anzeigenumsatz bescherten. Allein bei dem WAZ Reisejournal waren es über 400 Seiten im Jahr. „Hochprofitable“ Redaktionen also. Es hat ihnen nichts genützt. Die Rendite hat bei den Rotstift-Tätern in den Verlagen anscheinend nicht ausgereicht.

Für uns Journalisten ist es frustrierend. Denn die betroffenen Redaktionen werden „bestraft“, obwohl sie nichts falsch gemacht haben. Der leichte Rückgang der Anzeigenerlöse ist systembedingt und gerade bei den Kleinanzeigen dem Internet geschuldet, die jüngsten Copy-Tests haben wieder bestätigt, dass der Reisetage beim Leser Bestnoten bei der Zeitungsnutzung erhielt, die Honorare wurden eh schon so weit gekürzt, dass es bei manchen Verlagen an die Grenze der Sittenwidrigkeit kam. Und trotzdem.

Es ist diese Perspektivlosigkeit, die in die innere Emigration führt. Diese Ohnmacht, dass auch wirtschaftlich erfolgreiche Qualität doch nichts zählt in diesen Zeiten. Nichts gegen die neuen Kolleg(innen), die jetzt tätig werden. Auch sie werden versuchen, ihr Ding gut zu machen. Aber sie treten mit dem eindeutigen Marschbefehl an, das Produkt perfekt der PR anzupassen. Ob dieser Kotau von der professionellen PR-Seite tatsächlich goutiert wird? Auch die Werbung braucht journalistische Glaubwürdigkeit als Gegengewicht.

Jürgen Dreisek

VDRJ-Vorsitzender

Für Reiseteteile wird die Luft dünner

Der Sparzwang hat mittlerweile fast alle großen Verlage erreicht

Die Zahl der eigenständigen Reiseteteile bei Tageszeitungen sinkt rapide. Und ein Ende der Misere ist nicht in Sicht.

Zugegeben, ich traute neulich meinen Augen nicht: „Goodbye, Rommel“, stand im Medienteil der Süddeutschen Zeitung zu lesen. „Der Finanzinvestor Montgomery scheitert in Deutschland. Er muss die *Berliner Zeitung* verkaufen.“ Im Herbst 2005 hatte der nordirische Investor mit dem Kauf des Berliner Traditionsblatts den Aufbau seines deutschen Medienimperiums begonnen. Etwas mehr als drei Jahre später streicht er die Segel in Deutschland wieder.

Sein börsennotiertes Konsortium Mecom veräußerte die vier deutschen Titel *Berliner Zeitung*, *Berliner Kurier*, *Hamburger Morgenpost* und *Netzzeitung* für 152 Millionen Euro an den Kölner Verlag M. DuMont Schauberg. Undenkbar noch vor kurzem, hatte der Engländer doch noch vor Jahresfrist mit so viel Inbrunst darum gekämpft, eine bundesweite Zeitungskette aufzubauen, die sich in sein europäisches Verlagsnetz einfügen würde. Doch im beschaulichen deutschen Mediengeschäft hatte Montgomery keine Chance. Zu heftig wehrten sich die traditionsbewussten Verlagshäuser gegen seine aggressive Politik. Die Heuschrecke bekam kein Futter mehr.

Schneller als gedacht ist Montgomery damit von der Bildfläche verschwunden, das Modell Heuschrecke gilt in Deutschland vorerst als gescheitert. Doch die Dreistigkeit, mit der einige Verlagshäuser gegenüber ihren Redaktionen vorgehen, um Kosten zu sparen, setzt sich fort. Wirtschaftliche Interessen gewinnen immer mehr die

Oberhand über Moral und umsichtiges Handeln. Renditen gelten mehr als journalistische Qualität, Gewinne sind wichtiger als Arbeitsplätze. Immer härter werden die Methoden, mit denen die Sparmaßnahmen durchgezogen werden. Das trifft nicht nur die krisengeschüttelte *Berliner Zeitung*, der Sparzwang hat mittlerweile fast alle großen Verlage erreicht.

Besonders hart erwischt es neben den Lokalredaktionen Randressorts wie die Reise. Bereits seit Jahren beobachten Medienfachleute ein Sterben eigenständiger Redaktionen in

Medienfachleute beobachten ein Sterben eigenständiger Redaktionen. Immer mehr Verlagshäuser gliedern ihre Reiseteteile aus.

Deutschland. Immer mehr Verlagshäuser gliedern ihre Reiseteteile aus oder legen Redaktionen zusammen. Statt mehr als 130 vor zehn Jahren listet das in diesen Tagen erscheinende Pressehandbuch „Touristik Medien 2009“ gerade noch 100 eigenständige Reiseredaktionen auf. Tendenz sinkend.

Eines der jüngsten Opfer der Sparwelle ist die Reiseredaktion der angesehenen *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* (WAZ) in Essen. Erst vor drei Jahren waren die Reise- und Autoseiten in die Medien-Service-Gesellschaft (MSG) ausgegliedert worden. Jetzt schwingt der Verlag erneut die Sparkeule. Vier Redakteure wurden allein im Reiseteil entlassen, die Reiseseiten in die neue Tochtergesell-

schaft WAZ KG verschoben. Zwar wird es auch weiter einen Reiseteil in den Mantelblättern *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, *Neue Ruhr Zeitung*, *Westfalenpost*, *Westfälische Rundschau* und *Iserlohner Kreisanzeiger* geben. Aber ansonsten hat sich vieles geändert.

Pascal Brückmann, der letzte verbliebene der einst fünf Redakteure, nennt sich nicht mehr Reiseressortleiter, sondern Produktmanager Reise. Über den Reiseseiten prangt der Hinweis „Verlagssonderveröffentlichung“. „Ich würde diese Begrifflichkeit aber nicht überbewerten“, sagt Brückmann. „Natürlich wird der Reiseteil auch weiter nach journalistischen Maßstäben zusammengestellt.“

Dennoch ist die Entwicklung richtungsweisend: Reiseteteile werden zunehmend Geschäftsobjekte, einige Verlage sehen es noch nicht einmal mehr für nötig an, den Schein zu wahren. Wie sagte es ein guter Kollege, der auch für den Reiseteil der WAZ schreibt, kürzlich so treffend: „Das macht doch alles keinen Spaß mehr.“ Dabei sind die Chancen für Freie bei der WAZ gar nicht so schlecht. Zwar will Brückmann in Zukunft noch intensiver Agenturtexte nutzen. Nach Querelen mit der dpa kündigte die gesamte WAZ-Gruppe ihr dpa-Abo und kooperiert seitdem mit ddp. „Während wir früher vielleicht 30 bis 40 Prozent der Texte des gms-Themendienstes der dpa verwenden konnten, soll die Nutzung mit unserem neuen Partner bis an die 100 Prozent gehen“, sagt Brückmann. Für Freie schließen sich die Türen jedoch nicht. Im Gegenteil: Brückmann sieht sogar gute Chancen. „Da wir den Wegfall der Redakteure irgendwie kompensieren müssen, sind wir



Zeitungsleser in Leipzig

Foto: Elke Thonke

auch auf die Zuarbeit von Externen angewiesen.“ Seine angestammten Autoren will der Ressortleiter deshalb nach Möglichkeit behalten. Neue Kollegen dürften es dagegen schwer haben.

Das liegt nicht nur an den Kosten, sondern auch an Handling-Gründen. „Jeder Autor macht sein eigenes Ding, kaum einer guckt sich wirklich das Blatt an, um zu sehen, was wir eigentlich brauchen.“ Oft seien die ihm angebotenen Texte zu lang, schlecht redigiert, und Bilder hätten keine Bildbeschreibungen, moniert Brückmann. „Da machen es uns die Agenturen mit ihren vorredigierten Texten leichter.“

Während die Sparwelle bei der *WAZ* wütet, stehen auch bei der Stuttgarter Abonnementzeitung *Sonntag Ak-*

tuell, dem zweiten großen regionalen Medienhaus neben der *WAZ*, die Zeichen auf Sturm. Bereits 2007 verließen unter anderem *Mannheimer Morgen* und *Rheinpfalz* in Ludwigshafen das Gemeinschaftsprojekt. Unter dem Dach der Südwestdeutschen Medienholding, der neben der *Stuttgarter Zeitung*, den *Stuttgarter Nachrichten*, *Sonntag Aktuell*, der *Neuen Presse* in Coburg und dem *Schwarzwälder Boten* seit vergangenem Jahr auch die *Süddeutsche Zeitung* gehört, sollen durch Synergien Millionen eingespart werden.

Für große Unruhe bei der Belegschaft sorgen vor allem Berichte, der politische Teil könne schon bald aus München kommen. Aber auch andere Ressorts wie der Reisetil sind möglicherweise betroffen. „Früher waren alle neidisch darauf wie *Sonntag Ak-*

tuell und die *WAZ* in Essen wie zwei große Tanker durch die Medienlandschaft schifften“, sagt Ressortleiter Andreas Steidel. „Mit diesen ruhigen Fahrwassern ist es jetzt vorbei.“ Noch sei keine Entscheidung gefallen, wie es mit *Sonntag Aktuell* weitergehe, für 2010 aber seien große Umstrukturierungen angekündigt, so Steidel. Nicht nur Redakteure, auch viele freie Mitarbeiter sind das Arbeiten in diesem immer unfreundlicher werdenden Umfeld leid. Besonders ärgerlich für Freie sind die Sparmaßnahmen der Verlage immer dann, wenn eine komplette publizistische Einheit wegfällt.

Betrachtet man das Reisetilsterben ganz nüchtern, so lassen sich vier verschiedene Modelle ausmachen: Beim Modell eins sourct der Verlag den

Reiseteil an einen eigenen Redakteur aus. Dieser produziert die Reiseseiten dann entweder in einer Tochtergesellschaft des Verlages wie im Falle der WAZ oder in einem eigenständigen Unternehmen, so geschehen bei der Text und Bild Redaktionspartner GmbH, die schon seit einigen Jahren die Reisetexte für die *Frankenpost* in Hof, die *Neue Presse* in Coburg, die *Südthüringer Zeitung* in Bad Salzungen, das *Meininger Tagblatt* und für den *Vogtlandanzeiger* in Plauen produziert. Die publizistische Einheit bleibt in diesem Falle erhalten, Freie werden mit etwas Glück weiter beschäftigt.

Beim Modell zwei sourct der Verlag seine Reiseseiten an einen externen Dienstleister aus, so geschehen bei der *Münchner Abendzeitung*. Deren Reiseteil wird seit fast einem Jahr vom Redaktionsbüro srt in Wolfratshausen produziert. Auch in diesem Fall bleibt die publizistische Einheit erhalten, ebenso der Marktplatz für Freie.

Beim Modell drei werden Reisetexte von Verlagen zusammengelegt, so wie vor einiger Zeit bei *Welt*, *Welt am Sonntag* und *Berliner Morgenpost*. Zwar bleiben die Redakteurstellen in der Regel erhalten, auch behalten Freie mit etwas Glück ihr Betätigungsfeld, doch gehen auf diese Weise oftmals gleich mehrere publizistische Einheiten verloren – und damit für Freie auch die Möglichkeit, mehr Texte zu verkaufen.

Für Redakteure wie Freie mit Abstand das unbefriedigendste Modell aber ist die Nummer vier. Hierbei werden – so wie jüngst beim DuMont-Verlag – mehrere Reisetexte komplett an einen externen Dienstleister ausgliedert. Längst hat zum Beispiel bei der *Berliner Zeitung* die langjährige Reisedirektorin Ina Pachmann ihren Platz räumen müssen. Die Reiseseiten werden, ebenso wie die Reisetexte von *Frankfurter Rundschau* und *Kölner Stadt-Anzeiger* zentral vom Berliner Dienstleister Raufeld Medien

erstellt. Ob sich dieses Modell dauerhaft durchsetzt, bleibt allerdings fraglich, denn bisher scheiterten alle Versuche, mehrere Reisetexte von einem externen Dienstleister produzieren zu lassen, darunter auch der der Neuwieder Ideemedia GmbH.

Das Marktumfeld für Freie und Redakteure wird immer härter. So hat nach der Übernahme durch das Verlagshaus Gruner + Jahr nicht nur die *Financial Times* Deutschland ihre Reiseseiten aufgelöst, auch das *Handelsblatt* hat seine Wochenendbeilage *Weekend* im Dezember 2008 eingestellt. Reisetexte werden seitdem nur noch unter wirtschaftlichen Aspekten behandelt.

Seit Oktober 2008 ist die Medienwelt auch noch um einen weiteren Reiseteil ärmer: Seitdem nämlich kooperie-

Im neuen Riesenverlag sollen Synergien geschaffen werden. Der Weg zur Zusammenlegung weiterer Redaktionen ist da nicht fern.

ren die *Lübecker Nachrichten* und die *Ostsee-Zeitung* miteinander. Die Reisetexte wurden in diesem Zug zusammengelegt. Der neue, gemeinsame Reiseteil wird ebenso in Lübeck produziert wie der Rest der vierseitigen Beilage, zu der auch die Ressorts Lifestyle, Geld und Recht, Bauen und Wohnen, Wissen sowie die kulinarische Seite gehören.

Und das ist längst nicht alles. Nachdem der Springer-Konzern seine Beteiligungen an den *Kieler Nachrichten* (24,5 Prozent), an den *Lübecker Nachrichten* (49 Prozent) und an der *Leipziger Volkszeitung* (50 Prozent) Anfang des Jahres an das Verlagshaus Madsack in Hannover verkauft hat, die *Lübecker Nachrichten* zudem den Springer-Anteil an der *Ostsee-*

Zeitung (50 Prozent) übernommen haben, drohen weitere große Einsparmaßnahmen, deren Folgen noch nicht abzusehen sind. Ab 2010 plant der Verlag, die Mantelseiten aus Lübeck auch anderen Tageszeitungen in Norddeutschland anzubieten, darunter den *Kieler Nachrichten* und dem *Nordkurier*. Der Verlust publizistischer Vielfalt ist damit programmiert.

Ähnliches Leid könnte demnächst auch die *Berliner Zeitung* ereilen, denn im Moment weiß noch niemand, wie es um die Zukunft des Traditionsblatts bestellt ist. Zwar hat Finanzinvestor David Montgomery das Weite gesucht, doch droht bereits neues Ungemach.

Verleger Alfred Neven DuMont, zu dessen Verlagshaus neben den drei Neuerwerbungen *Berliner Zeitung*, *Berliner Kurier* und *Hamburger Morgenpost* auch der *Kölner Stadt-Anzeiger*, die *Kölnische Rundschau*, das rheinische Boulevardblatt *Express*, die *Mitteldeutsche Zeitung* in Halle sowie als Mehrheitsbeteiligung die *Frankfurter Rundschau* gehören, plant schon den nächsten Coup. In dem neuen Riesenverlag sollen demnächst große Synergien geschaffen werden. Fieberhaft arbeitet man bereits an einem gemeinsamen Redaktionssystem.

Seit einigen Jahren schon kooperieren die Redaktionen von *Berliner Kurier* und *Hamburger Morgenpost* miteinander, unter anderem auch im Ressort Reise. Auch die Redaktionen von *Frankfurter Rundschau* und *Kölner Stadt-Anzeiger* tauschen bereits Artikel aus. Der Weg zur Zusammenlegung weiterer Redaktionen ist von da nicht fern.

Fabian von Poser ist freier Journalist in München und berichtet für zahlreiche Tageszeitungen und Magazine. Er ist auch Mitglied der Journalistenpartnerschaft SRT in Wolfratshausen und Herausgeber des Pressehandbuchs "Touristik Medien" (www.touristikmedien.de).

Glossiert

Erfahrene Genießer im besten Alter

Sie sind nicht mehr ganz jung, sie haben fast alle Zeit der Welt, sie müssen häufig nicht so auf den Cent gucken wie 22-jährige Studierende und sie sind vor allem eines: reiselustig. Pensionäre, Rentner, Senioren, kurz: Menschen jenseits des Arbeitslebens.

Die Alters- und damit Zielgruppe wäre mit „Senioren“ eigentlich hinreichend umschrieben, wenn man die etwas jüngeren nicht auch noch im Boot haben wollte, jene ab dem 55. Lebensjahr.

Alle tun sich schwer, sie beim Namen zu nennen. Keiner will ihnen sagen, dass sie „die Alten“ oder zumindest „die Älteren“ sind. In der Internetbranche haben sie neuerdings die „Silveruser“ entdeckt, die grauhaarigen Nutzer. Sehr witzig.

Die Reiseindustrie ist die Sparte mit den kreativeren Einfällen. Sie setzt zwar auch schlicht auf Begriffe wie „60+“ oder schon auf „55+“, will heißen: Wer 55 Jahre alt und älter ist, der ist bei dieser Kreuzfahrt oder jenem Wellness Hotel am besten aufgehoben.

Andere aber lassen sich nicht auf die riskante Festlegung eines Alters ein und nennen die Gruppe ganz pauschal „best ager“. Das sind die im besten Alter; da kann sich dazu gehörig fühlen, wer mag.

Der Begriff signalisiert zwar noch halbwegs Lebensqualität und -freude, aber man zuckt dennoch gleich zusammen, wenn man beispielsweise als 57-Jähriger so angesprochen wird. Ist es denn schon soweit, fragt man sich.

Neuerdings hält ein weiterer Terminus technicus Einzug in das Leben der Menschen jenseits der 55. Das ist der „erfahrene Genießer“. Das klingt nach Kompliment, da kann man zu-

nächst nichts dagegen einwenden, denn es ist keine Schande, erstens Genießer zu sein, zweitens darin auch noch Erfahrung zu haben. Erfahrungen sammeln ist schließlich unser halbes Leben. Es gibt wahrlich Schlimmeres. Und dennoch fragt man sich, was die Reiseindustrie damit eigentlich erreichen will.

Wo soll der „erfahrene Genießer“ denn hinfahren, zum Acht-Gänge-Menü in die Provence? Zum Gänseleber-Kochkurs nach Leipzig oder zur Weindegustation nach Chile? Nein, nein, so eng und festgelegt ist das nicht gemeint mit dem Genießer, sagen die Reiseveranstalter, weil man ja auch beim Bergwandern in Südtirol, beim Segeln vor Sardinien oder beim Abhängen auf Ibiza genießen kann.

Da wiederum möchte man widersprechen: Das können 30-Jährige genauso und unter Umständen auch schon mit einer gewissen Erfahrung. Man sollte die Jungen nicht unterschätzen. Und die ganz andere Frage ist die: Möchte ich mich überhaupt derart typisieren lassen?

Will ich als Genießer mit und ohne Erfahrung möglicherweise ausschließlich mit Gleichaltrigen und Älteren verreisen?

Um Himmels willen! Alle kennen die Argumentation von betagten Senioren: „Ins Altenheim gehe ich nicht; da sind ja nur alte Leute.“ So ist das auch mit dem Reisen. Da dürfen gern Jüngere dabei sein, eine gesunde Mischung aus Jung und Alt wäre schön. Außerdem möchte ich dieses Jahr vielleicht auf Gomera wandern, nächstes mit dem Wohnmobil durch Kanada fahren – ganz ohne Rücksicht auf mein Alter und das von anderen.

Rolf Kienle

► Sonderzugreisen weltweit:

- Zarengold: Europas Nr. 1 auf der Transsibirischen Eisenbahn
- Tibet-Bahn nach Lhasa
- Seidenstraße/Zentralasien
- Baltikum/Südosteuropa
- Vorderer Orient
- südliches/östliches Afrika
- Kanada/USA
- Chile

► Exklusive Flusskreuzfahrten:

- nördlicher Mekong (China/Laos/Thailand)
- südlicher Mekong (Vietnam/Kambodscha)
- Amazonas-Gebiet/Rio Napo/Rio Paraguay
- Ob und Irtysh (Russland)

► Ihre Ansprechpartner

für alle Presseanfragen:

- Tobias Büttner
(030) 786 000-16
t.buettner@lernidee.de
- Felix Willeke
(030) 786 000-28
f.willeke@lernidee.de

Lernidee Erlebnisreisen
20 Jahre
[lernidee:]
weltweit & naturnah

www.lernidee.de





Zeitungsleser auf der MS Mozart

Foto: Elke Thonke

Redaktionen nicht auf Rosen gebettet

In der Zusammenarbeit mit freien Journalisten liegen die Nerven blank

Inspiriert durch den Beitrag von Ekkehart Eichler im letzten Columbus, schreibt Andreas Steidel aus Redaktionssicht. Noch nie, so sein Fazit, hat er so viel Ärger mit freien Reisekollegen gehabt, wie in den letzten 12 Monaten.

Wir kennen das alle: Ein freier Autor bietet einen Text an, er wird eingekauft und dann liegt er eine Weile. Manchmal eine sehr lange Weile, eine zu lange Weile, und wenn es dumm läuft, ist er dann sogar hinfällig. Ein ärgerlicher Vorgang, der dann hof-

fentlich mit einem Ausfall-Honorar bereinigt wird oder einer Aussicht auf zukünftige Projekte. Das ist bei Sonntag Aktuell sicher nicht anders als bei anderen Zeitungen.

Daneben gibt es eine Vielzahl von Texten, die pünktlich im Blatt landen, pünktlich honoriert werden und bei denen es keinerlei Grund zur Beanstandung und zum Herummäkeln gibt. Auch das gehört zum Alltag der Zusammenarbeit und bedarf, wie ich meine, einer Erwähnung.

Ist Ersteres die Ausnahme und Letzteres die Regel, sollte es keinen Grund

zur Klage und Anklage geben. Und doch stelle ich in jüngster Zeit fest, dass der Nichtabdruck eines einzigen Textes plötzlich zur Schicksalsfrage wird und in eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Redakteur mündet.

Ein paar Beispiele: Da arbeitet man jahrelang mit einem Autor zusammen, sporadisch, aber regelmäßig, im Einzelfall ist auch schon mal ein großzügiges Vorabhonorar gezahlt worden. Blieb ein Text mal liegen, hat das auch schon in der Vergangenheit

zu Diskussionen geführt, die aber nie der Rede wert waren. Irgendwann im letzten Jahr kam dann eine E-Mail, in der mir persönliche Kränkung vorgeworfen wurde und via Internet vorgezogen, welchen anderen Autoren man wie vorgezogen hatte. Und dass man von mir enttäuscht sei. Der Anlass der Generalabrechnung: Ein einziger Beitrag war über einen längeren Zeitraum nicht erschienen.

In einem anderen Fall wurde ein Kreuzfahrttext um etwa die Hälfte gekürzt, weil er zu langatmig und lapidar geschrieben war, und wir darüber hinaus auch kürzere Beiträge im Reisetext brauchen. Wieder war anschließend von großer Enttäuschung die Rede, von mangelnder Sorgfalt, von respektlosem Umgang und der Frage, wie man das dem Anbieter gegenüber rechtfertigen sollte. Dabei hatten wir schon viele Texte der Autorin in voller Länge gebracht und in ihrem soeben veröffentlichten Stück gerade noch zwei dicke Fehler herausgeholt, die sie selbst – Stichwort Sorgfalt – allzu sorglos hinein produziert hatte. In einem dritten Fall – es ging wieder um einen einzigen Text – wurde ich darauf hingewiesen, dass man sich mit anderen Freien zusammenschließen wolle, weil man es leid sei, zum Spielball der Redaktionen zu werden.

Ich gebe offen zu, dass auch ich es leid bin, zum Gegenstand solcher Attacken zu werden. Zwar habe ich Verständnis dafür, dass in Zeiten massiver Einsparungen die Nerven blank liegen und Existenzen gefährdet sind, aber eine Polarisierung dieser Art bringt keinem der Beteiligten auch nur irgendetwas.

Deswegen von meiner Seite aus ein paar konstruktiv-kritische Anmerkungen, die zum Nachdenken anregen sollen:

■ **Die Qualität einer Zusammenarbeit** hängt nicht von einem einzigen Text ab. Selbst bei Stammautoren fällt ab und an mal ein bereits zugesagter Beitrag durchs Raster.

■ **Die Ebene persönlicher Verletzlichkeit** hat in einer Arbeitsbeziehung nichts zu suchen. Hier geht es um die Sache, und nicht um das individuelle Verhältnis Autor und Redakteur. Beide Seiten müssen professionell, aber nicht privat miteinander umgehen. Alles andere ist auf die Dauer zu anstrengend.

■ **Selbstkritik** statt einseitiger Anklage. In allen genannten Fällen, tauchte kein einziges Mal die Frage auf, was der Autor selbst vielleicht in der Zusammenarbeit hätte anders machen können, ob denn die angebotenen Beiträge in Inhalt und Form den Wünschen der Redaktion entsprechen. Manchmal liegen Texte eben auch deshalb lange, weil sie bei genauerer Betrachtung eine Baustelle sind.

■ **Die Zeiten sind vorbei**, als wir Redakteure auf Rosen gebettet waren. In den meisten Zeitungshäusern brennt die Luft, sind Arbeitsplätze gefährdet. Wir können nur so viel veröffentlichen

wie Geld und Platz zur Verfügung stehen. Und von beidem gibt es jährlich weniger.

■ **Es ist völlig in Ordnung**, für den eigenen Text zu trommeln. Ein kritisches Arbeitsverhältnis muss bestehen bleiben. Nicht jede Nichtberücksichtigung eines Textes ist Absicht, manchmal ist es sogar eine Hilfe, kurz (und vorwurfsfrei!) an einen Beitrag erinnert zu werden.

■ **Mit der großen Mehrzahl** der freien Reisejournalisten arbeite ich nach wie vor gut und unaufgeregt zusammen. Und fast alle der genannten Missstimmgkeiten konnte ich klären. Trotzdem haben mich die fünf bis sechs Ausraster des vergangenen Jahres Nerven gekostet. Und die beteiligten Autoren sicher auch.

In diesem Sinne auf ein entspanntes Neues!

Andreas Steidel,
Reisedirektion Sonntag Aktuell



Journalistenpreis Meridian 2008/2009

Der Journalistenpreis „Meridian“ honoriert herausragende Reiseberichte über ferne Länder von jungen Journalisten unter 35 Jahren. Die Reiseberichte sollen dazu anregen, die Welt mit anderen Augen zu sehen und das Reiseland zu entdecken.

Ab dem Meridian 2008/2009 vergibt MEIER'S WELTREISEN erstmals zwei Preise: für Texte bis 5.500 Zeichen und für Texte über 5.500 Zeichen.

In beiden Kategorien werden die ersten drei Plätze mit Reisegutscheinen von MEIER'S WELTREISEN im Wert von EUR 3.000, EUR 2.000 und EUR 1.000 belohnt.

Einsendeschluss: 6. April 2009

Informationen unter www.der.net/aktion oder

MEIER'S WELTREISEN
Unternehmenskommunikation
Telefon: 069 9588-1601
Fax: 069 9588-1616
E-Mail: presse@der.net

Neu: Zweite Kategorie für kürzere Texte

Lesen eigentlich Einbrecher auch Blogs?

Stefan Nink über Gedankensplitter, Zwischenrufe und Schnappschüsse

Gerade eben zum Beispiel wieder: hat sich der Browser aufgehängt. Weil der Browser seit etwa 2002 nicht mehr auf den aktuellen Stand gebracht wurde in diesem Hotel.

Aber das ist nur ein Beispiel. Wenn es nicht der Browser auf dem PC im Business-Center ist, ist es das Notebook-Kabel. Ein falsch notierter Zugangscode. Die Steckdose. Zwei Sekunden Stromausfall. Irgendwas ist immer. Immer dann, wenn ich gerade einen Blogbeitrag posten will.

Daran muss man sich auch erst einmal gewöhnen, an diese Terminologie.

Ich poste, ich setze Trackbacks und Hyperlinks, ich integriere Flash und biete RSS-Feeds, anders gesagt: Ich blogge jetzt auch. Noch nicht sehr lange; wenn dieses Heft erscheint, sind es gerade mal drei Monate, das ist natürlich noch gar nix. Dementsprechend schlage ich mich noch mit den handelsüblichen Anfänger-

im Vorbeigehen geknipsten Fotos, um die herum keine Geschichte existiert – für die ist ein Blog eine tolle Plattform. Auch für all die kleinen Beobachtungen und Zwischenrufe, für die in den Reportagen kein Platz ist.

Natürlich ist so ein Blog auch eine superbe Möglichkeit, ein wenig crossmedial zu spielen. Mit Audios, mit Videos, mit Text.

Das Schnelle, das Unmittelbare, das ich bisher nur vom Hörfunk kannte – auch das geht mit einem Blog. Mir gefällt der Gedanke einer regelmäßigen Interaktion mit den Lesern. Eine, die über den gelegentlichen Beschwerdebrief eines pensionierten Oberstudienrates hinausgeht, der eine

nervt mich. Und manchmal stimmt sie mich besorgt, und manchmal wütend. Ich gehöre zu jenen Menschen, die eine aus allen Nähten platzende (und nur mit erheblicher Vorsicht betretbare) Bibliothek besitzen, aber kein Problem damit haben, Shakespeares Sturm auf ihrem iPhone zu lesen. Neulich hab ich mir in einer venezianischen Ledermanufaktur eine Wechselhülle für meine Notizbücher anfertigen lassen. Aber genauso freue ich mich über die Entdeckung einer Archivierungs-Software, deren Suchfunktion Schrift auf Fotos erkennt.

Insofern war das mit mir und dem Bloggen auch technisch nur eine Frage der Zeit. Eigentlich wollte ich die 47 Tukane ganz eigenständig in einer Wordpress-Umgebung (schon wieder so ein Wort!) fliegen lassen, aber dann habe ich irgendwann zufällig mit Christoph Kucklick von Geo geplaudert, und es stellte sich heraus, dass der gerade und genau so etwas



Bilder aus 47 Tukane

schwierigkeiten herum. Kann gut sein, dass ich in zwei Jahren über diesen Artikel schmunzeln muss. Für wahrscheinlicher halte ich allerdings eine Reaktion im Rahmen eines „Wie saublöd hast Du dich denn damals eigentlich angestellt?“

Warum ein Reise-Blog wie die 47 Tukane? Tausend Gründe! Die Gedankensplitter beispielsweise, oder die

geänderte Museumsöffnungszeiten in Timbuktu korrigiert haben möchte. Und natürlich ist so ein Blog eine superbe Möglichkeit, ein wenig crossmedial zu spielen. Mit Audios. Mit Videos. Mit Text natürlich auch.

Die in Deutschland gerne entrüftet zur Schau gestellte Technophobie aus der „Ach, so ein gedrucktes Magazin ist doch was anderes!“-Ecke habe ich nie teilen können. Im Gegenteil: Sie

suchte. Jetzt haben die 47 Tukane also dort ihre Heimat gefunden. Was nicht nur Leser bringt, sondern auch feuerwehrschnelle Hilfe, wenn ich mal wieder ein paar Tasten zu viel, zu wenig oder zu falsch gedrückt habe. Dann blähen sich Fotos nämlich plötzlich gerne stadiongroß auf der Seite auf, oder Texte erscheinen siebenmal untereinander. Eine Email, und alles stimmt wieder. Das ist ziemlich fein.

Info:

■ **Web 2.0:** Stichworte interaktiv und kollaborativ. Die Inhalte werden nicht zentral erstellt, sondern von einer Vielzahl von Nutzern, die sich untereinander vernetzen, etwa durch

■ **Blogs:** Eine Art öffentlich geführtes Tagesbuch auf einer website, hergeleitet von Weblog. Bloggen dient im besten Sinn dem Austausch von Information und der Kommunikation. In Kürzestform geht das auch bei

■ **Twitter:** Der Mikro-Blogging-Dienst versteht sich als soziales Netzwerk von angemeldeten Benutzern.

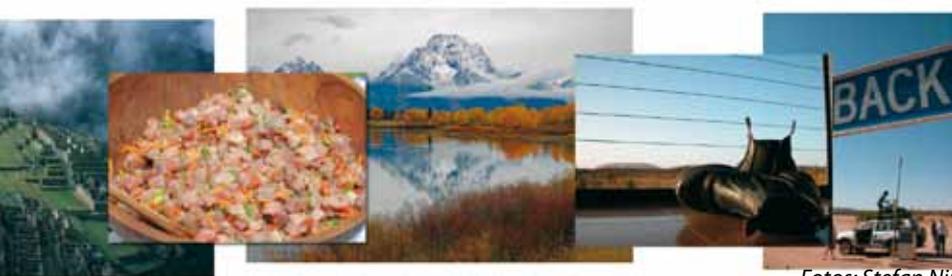
Natürlich ist so etwas für mein technisches Verständnis nicht unbedingt förderlich. Ich weiß ein bisschen was über Videoformate und Audiokonvertierungen und Bildgrößenveränderung – letztendlich aber habe ich keine Ahnung, WIE diese Dinge wirklich funktionieren. Ich muss das auch nicht verstehen. Viel wichtiger ist, dass man weiß, was machbar ist und wie man es einsetzen kann, stand

ein paar Dinge, über die ich mir noch nicht im Klaren bin, Fragen, auf die ich noch Antworten suche.

Soll man aktuell bloggen – also immer von da und dort, wo man sich gerade befindet? Gegenfrage: Darf man seine Leser denn einen Monat lang mit Pinguin-Anekdoten traktieren, wenn man in der Antarktis unterwegs ist? Und was, wenn man beim Trekking wochenlang überhaupt nicht online gehen kann? Und was, wenn böse Kollegen bei den 47 Tukanen meine Themen abgreifen? Und muss wirklich jeder wissen, wo ich gerade unterwegs bin? Und lesen Einbrecher eigentlich auch Blogs?

Manchmal denke ich über solche Fragen nach, und dann kriechen immer mehr von ihnen ins Bewusstsein und machen mich ganz nervös (Warum wird ein Foto von einem Thunfischgericht zehntausendfach angeschaut? Wer sind diese Menschen in Fidschi, die regelmäßig bei den 47 Tukanen vorbeischaun? Wie haben die mich gefunden?).

Aber jedes Mal, wenn ich zehn Minuten nach dem Hochladen eines Beitrages in die Statistik gehe und dann dort sehe: 68 Mal gelesen – dann ist



Fotos: Stefan Nink

neulich auf einer amerikanischen Journalismus-Seite. Was für freie Autoren wahrscheinlich auch ein guter Leitfaden für die komplette Online-Medienwelt ist.

Denn auch davon bin ich überzeugt: In nicht allzu vielen Jahren werden traditionelle Medienangebote Nischenprodukte sein. Auch-Blogger Mattussek behauptet ja schon heute, Fernsehen sei nur noch etwas für Rentner. Und sonst? Natürlich gibt es

das ein Gefühl wie damals, als es das Abi-Zeugnis gab. (Twittern möchte ich dann aber lieber doch nicht. Noch nicht.)

Stefan Nink (housekeeping@stefan-nink.de) schreibt für Tageszeitungen, Magazine und Buchverlage. Seine Reportagen wurden in 17 Sprachen übersetzt. Der Reise-Blog „47 Tukanen“ ist unter www.geo.de/blog zu erreichen.

1000 Reisen und ein Ziel: Intensiverleben

Studiosus-Reisen:

Sehenswürdigkeiten, Kultur, Märkte, Strände und die Menschen. Fordern Sie jetzt kostenlos unsere aktuellen Kataloge an.

Journalisten sind herzlich eingeladen, sich bei Interesse an den Pressesprecher Dr. Frano Ilić zu wenden.

Tel. 089 500 60 505

www.studiosus.com

Studiosus

Die Reiselust lässt auf sich warten

Erste Trends fürs Reisejahr 2009: Näher, kürzer, billiger

Von einem Jahr der Zeitenwende im Tourismus spricht Freizeit-Papst Opaschowski. Martin Lohmann von der Forschungsgemeinschaft Urlaub und Reisen (FUR) will dagegen auch in „diesem Jahr der Unwägbarkeiten“ nicht schwarzsehen und sieht nach dem „Superjahr 2008“ keinen Grund, den Kopf in den Sand zu stecken.

Zwar lasse die rechte Reiselust noch auf sich warten, aber auch „wenn es 2009 ein bisschen nach unten gehen sollte, wäre es nur ein Innehalten im langfristigen Aufwärts-Trend“, gibt sich Lohmann optimistisch. Wesentlich skeptischer hört sich da schon Horst Opaschowski an. Bei der Vorstellung der 25. Deutschen Tourismusanalyse sprach er von „soviel Ratlosigkeit wie noch nie“. Urlaub 2009 heiße vor allem: abwarten, zu Hause bleiben oder Ziele in der Nähe suchen. Bei knapper Haushaltskasse sei das kleine Urlaubsglück gefragt.

Mit einem gänzlichen Verzicht auf Urlaub rechnen aber weder der BAT-Forscher noch sein Kollege aus Kiel. Gespart werde eher, indem man weniger verreise und auf Reisen weniger Geld ausbebe. 2009 ist deshalb auch für Optimist Lohmann ein „Nachfragewachstum im Tourismus“ unwahrscheinlich. Damit bestätigt Lohmann den Tenor des ITB World Travel Trend Reports, der ein „Jahr der Stagnation“ für die Reisebranche erwartet. Opaschowski geht noch einen Schritt weiter und sieht „die jahrzehntelange Formel ‚Am Urlaub wird zuallerletzt gespart‘ vor ihrer größten Bewährungsprobe“. Und das sind die ersten Trends laut

FUR: Die Airlines und Veranstalter reduzieren ihre Kapazitäten. Es gibt mehr Bausteine, Preissteigerungen und Sonderangebote. Immer wichtiger werden tagesaktuelle Preise. Last Minute und All inklusive wachsen. Online gewinnt auch für die Buchung an Bedeutung.

Der Anteil der „sicheren Kunden“ ist leicht rückläufig. Für Lohmann kein Indiz dafür, dass weniger gereist wird,



sondern dafür, dass „man sich später entscheidet“.

Von einem Spätbucherjahr geht auch Hans-Peter Mutzke aus. Der Tourismusexperte der Dresdner Bank beobachtet in der jährlichen Reiseverkehrsanalyse durchaus einen Einfluss der Finanzkrise auf den Reisemarkt, vor allem im Inland. So dürften die deutschen Reiseeinnahmen 2008 nur noch um ein Prozent auf gut 26,5 Milliarden Euro zugenommen haben. Damit rangiere Deutschland auf dem siebten Platz der weltweit be-

liebtesten Reiseziele. Für das laufende Jahr erwartet die Dresdner Bank bei den Einnahmen aus dem Deutschlandbesuch ausländischer Reisender einen Rückgang um zwei Prozent auf 26 Milliarden Euro. Aufgrund der Rezession sinken die Reiseausgaben der Deutschen um ein Prozent auf rund 60,5 Milliarden Euro. Generell, so Mutzke, würden Fernziele an Bedeutung verlieren und nahe gelegene Reiseziele profitieren.

Den Trend bestätigt auch die Reiseanalyse. Bei den Reisezielen bleibt danach Deutschland mit weitem Abstand die Nummer 1. Über 30 Prozent entscheiden sich für einen Urlaub in heimatlichen Gefilden. „Wenn gerechnet werden muss, dann ist ein Inlandsurlaub immer noch am günstigsten“, assistiert Opaschowski, der auch einen „spürbaren Einbruch im Flugtourismus“ registriert.

Stark gefragt bleiben Spanien, Italien, die Türkei und Österreich, wobei sich diese „Klassiker“ der veränderten Gästestruktur – Stichwort Senioren – anpassen müssen. Wachstumschancen bescheinigt Lohmann auch Zielen im Osten Europas. Allerdings müssten sich alle Destinationen gegen eine globale Konkurrenz behaupten. Bei den Reiseformen wachsen nach FUR-Erkenntnissen kleinere Segmente wie Kreuzfahrten, Städte- und Radreisen, „Strand, Ausruhen, Natur und Familien“ bleiben jedoch die Klassiker auch für den „multi-optionalen Kunden“, dem vielfältige Möglichkeiten offen stehen.

Und: 20 Jahre nach dem Mauerfall haben sich die Reisenden in Ost und West angeglichen.

Lilo Solcher

Ein Preisträger mit Biss

Querdenker Karl Born hält der Branche gerne einen Spiegel vor



Foto: privat

Als ehemaliger Reise-Topmanager und als Touristik-Professor hat Karl Born der Reisebranche zahlreiche Anstöße gegeben. Eine Würdigung des VDRJ-Preisträgers.

Es ist Montagmorgen, im Büro gibt's nichts zu lachen, und daran dürfte sich bis zum Wochenende nichts ändern. Was tut der im Tourismus schaffende Manager und der diesen beobachtende Reisejournalist? Richtig, er schaut erst einmal nach, ob die neuesten „BBB“ nicht aufheiternden Schmunzel- oder gar Lachstoff parat halten. Wenn sich zwei Reise-Manager auf irgendeinem Direktionsflur begegnen, der eine den klugen Kopf düster umwölkt, der andere glücklich gienend, dann hat einem Branchen-Ondit folgend, der eine ein schwer verdauliches Weltblatt, der andere die neueste Ausgabe von „Borns Bissigen Bemerkungen“ (BBB) gelesen.

Seit nunmehr acht Jahren warten Reisemanager und Reisejournalisten

allmontäglich mit Spannung und Schaden-Vor-Freude darauf, wer diesmal sein „Fett“ abbekommt. Über wen oder was sich diesmal geärgert oder gewundert werden darf. Mal ironisch, mal sarkastisch, meist humorvoll und spöttisch, aber immer mit geschliffenen, oft sogar messerscharfen Worten und ohne Respekt vor den „großen Tieren“ der Reisebranche hat Karl Born bisher 396 mal die Merk- und Denkwürdigkeiten des Reisegeschäfts aufs Korn genommen. Er hat dabei für Durchblick in einer verwirrenden Branche gesorgt und stets nachdrücklich die Interessen der Reisenden vertreten.

Die Vereinigung Deutscher Reisejournalisten hat Karl Born zum diesjährigen VDRJ-Preisträger gekürt, weil er sich besondere Verdienste um den Tourismus, um die Fortentwicklung des Reisens erworben hat. Und das nicht nur mit „Borns Bissigen Bemerkungen“. Karl Born, 1943 in Konstanz geboren, lernte Industriekaufmann und schloss

danach sein Studium als Diplom-Betriebswirt ab. Bei der Fluggesellschaft Condor stieg er zum Verkaufschef auf. Dann setzte er als Vorstandsmitglied von TUI von 1992 bis 2000 Akzente und in die Branche hineinwirkende, innovative Maßstäbe.

Born erfand den im Reiseticket enthaltenen „Zug zum Flug“, einen wichtigen Beitrag für die Umwelt, dem inzwischen zahlreiche weitere Reiseveranstalter folgten. Er legte fest, dass in den vier Wochen vor Abflugdatum eines Urlaubers Änderungen bei den Flugdaten nicht mehr vorgenommen werden sollen. Auch das Beschwerdemanagement im Zielgebiet mit der zeitnahen Entschädigung für Reismängel war eine Born-Idee.

Als er im Jahr 2000 wegen Differenzen über die Unternehmenspolitik seinen Vorstandsposten aufgab, startete er seine zweite Karriere. Als Professor für Touristikmanagement der Fachhochschule Harz in Wernigerode brachte Born 259 Studenten zum Abschluss. Seine Vorträge, Vorlesungen und

Bücher über Touristik-Management („Der integrierte Tourismus-Konzern“, „Kunden-Orientierung im Touristik-Management“) brachten zahlreiche Anstöße für die Reisebranche. Born war der erste, der sich mit „Reisen in Zeiten des Terrorismus“ befasste.

Als gefragter Interviewpartner für Zeitungen, Radio und Fernsehen hat Born dazu beigetragen, die oft komplizierten Zusammenhänge der Reisebranche verständlich zu machen. *Focus* urteilte, Born zähle zu den beschlagensten Touristikern der Branche, für den MDR gilt Born gar als „der führende Tourismus-Experte in Europa“.

Einen Gutteil seiner Wirkung verdankt der Querkopf und Querdenker den „BBB“, die mittlerweile 2671 Abonnenten haben und darüber hinaus über die Website www.karl-born.de voriges Jahr über 300.000 Leser erreichten. Ursprünglich wollte Born lediglich seinen Studenten aktuelle

Vorgänge im Touristikbereich lustig verpackt nahe bringen. Aber schon bald wurde in der Reisebranche die Internet-Adresse für „Borns Bissige Bemerkungen“ von Ohr zu Ohr weitgereicht.

Ein Geheimnis des Erfolgs dürfte nicht nur in Borns Insiderkenntnissen liegen, sondern auch darin, dass er Ereignisse für sich selbst sprechen lässt und Dramatik und oft auch Komik aus der Zusammenstellung von Fakten bezieht. Die Ironie der Ereignisse erschließt sich dem Leser meist von selbst.

Köstlich und mittlerweile als „Klassiker“ gerühmt: „Eine Lufthansa-Stewardess hat gelächelt“. Zum Nachdenken: „Wie schützenswert ist das Bachneunauge am Flughafen Münster?“ – eine Geschichte mit einer kaum glaublichen, aber wohl typisch deutschen Fortsetzung. Mitunter entpuppte sich Born als Visionär. 2002 sinnierte er darüber, ob die Preispolitik der Billig-Airlines nicht

zwangsläufig zum „Minus-Preis“ führen müsse, 2008 war es dann wirklich so weit, dass eine Gesellschaft Leute dafür, dass sie bei ihr mitflogen, Bares auszahlte. „Hast du die Abgabe gegeben, lässt es sich mit CO2 gut leben“, stichelte Born gegen den modernen Ablasshandel.

Schmerzhaft sind Borns Bemerkungen über eine Branche, die in Sachen Qualität stets den Mund voll nimmt, aber zunehmend die Qualität als lästigen Kostenfaktor ansieht. Born sagt, was viele sich nicht trauen und viele nicht wissen.

Eine seiner jüngsten Bemerkungen – vom 26. Januar 2009 – hatte wieder einen hohen Unterhaltungswert: „Neuester Plan bei RTL: Dschungelcamp für Touristik-Bosse“. Und dann malt Born aus, wer wohl für welche Dschungel-Rolle am besten geeignet sein könnte.

Rolf Nöckel, Horst Zimmermann

**Ihr Ansprechpartner für Berlin –
aktuell, zuverlässig und kompetent:
die Pressestelle der Berlin Tourismus Marketing GmbH**

**Christian Tänzler, Susanne Schreiber, Nicole Röbel und
Susan Steudtemann freuen sich auf Ihre Anfragen:**

presse@btm.de oder www.visitBerlin.de/presse

Glossiert

Bissiger Born über die Rituale auf der ITB

Die ITB ist wieder der touristische Nabel der Welt. Für alle, die sich in diesem „Dschungel“ behaupten wollen, hat Karl Born im Februar 2003 zehn wichtige Regeln aufgestellt, die heute so aktuell sind wie vor sechs Jahren.

1. Kommen Sie schon zur Eröffnungsfeier, die ist zwar in aller Regel stinklangweilig, aber setzen Sie sich in die erste Reihe. Entweder der Platz steht Ihnen ohnehin zu, dann zeigen Sie es. Oder, wenn Sie es noch nicht soweit gebracht haben, bleiben Sie am Rande der ersten Reihe stehen. Warten Sie, ob ein Platz frei bleibt und setzen Sie sich auf diesen Platz. Ab jetzt denkt jeder, Sie gehören dazu. Denken Sie daran, die ITB ist eine große Gerüchteküche hinsichtlich Auf- oder Absteiger. Alles was Sie tun, kann zum „sich selbsterfüllenden“ Gerücht werden.

2. Verzichten Sie auf den Messerundgang. Erstens ist er stressig, zweitens laufen nur Streber mit und drittens werden Sie im Gefolge von Wowereit sowieso übersehen. Bleiben Sie auf Ihrem ITB-Stand (sofern Sie noch einen bzw. wieder einen haben). Drücken Sie sich dort am Eingang herum und begrüßen Sie im entscheidenden Moment den Regierenden Bürgermeister, wenn er vorbeikommt, quasi als Hausherr. Sind Sie der Boss Ihrer Firma, dann steht Ihnen das zu, wenn nicht, ist es eine gute Gelegenheit mal Boss zu üben (Ihrem Chef wird das zwar nicht gefallen, aber warum war er auch nicht da?).

3. Geben Sie viele TV-Interviews. Das ist nicht anstrengend, denn Sie können immer das gleiche sagen. Die meisten ITB-Interviews werden bei arte, Phoenix, n-tv oder in den 3. Programmen nach Mitternacht ausgestrahlt, wo ohnehin keiner zuschaut. Aber Sie haben die Chance, dass zwei Sekunden daraus in ARD oder ZDF gesendet wer-

den, wenn auch nicht mit Ihrem Originalton, weil die Sprecherin gerade sagt, das sei die ITB. Aber macht nichts. Man sieht Ihr Gesicht, im Zweifel wird das ohnehin der attraktivere Teil des Interviews gewesen sein, vorausgesetzt die Aufnahmen wurden noch vor der ersten Messe-Nacht gemacht.

4. Machen Sie viele Termine. Belegen Sie alle Termine mindestens doppelt. Das macht Eindruck bei Ihrer Sekretärin/Frau/Freundin (respektive Sekretär/Ehemann/Freund), wie wichtig Sie sind. Treffen Sie auch Verabredungen zum Frühstück, das zeigt, dass Ihr Terminkalender randvoll ist. Im Zweifelsfall stornieren Sie diese Termine kurzfristig oder erscheinen einfach nicht. Die anderen freuen sich über die dadurch gewonnene Zeit. Dem fehlenden Gesprächsinhalt müssen Sie nicht nachtrauern, bei der ITB geht es ohnehin nur um das „See you“.

5. Treffen Sie sich mit vielen Ministern, vorzugsweise aus afrikanischen Ländern. Das macht sich sehr gut, denn die Minister kommen mit großem Tross. In der Firmenzeitung zeigt dies Ihre Weltläufigkeit. Die Namen der Minister müssen Sie sich nicht merken, die meisten Tourismusminister sind es ein Jahr später nicht mehr.

6. Leisten Sie sich, ungeachtet der Sparmaßnahmen in Ihrem Unternehmen, auf der Messe **einen Chauffeur**. Man kann von Ihnen nicht erwarten, dass Sie Ihre Termine zu Fuß erledigen, außerdem haben Sie damit einen Arbeitsplatz geschaffen. Für den Chauffeur ist das Herumkurven auf der Messe zwar der Horror, aber Sie vermeiden damit, von jedem, an dessen Namen Sie sich ohnehin nicht erinnern können, unterwegs angequatscht zu werden. Wenn Ihnen trotzdem jemand begegnet, sagen Sie „Hallo“ und warten nicht auf eine Antwort.

7. Nehmen Sie viele Einladungen

für Abendveranstaltungen an. Das macht sich immer gut. Wenn man Sie fragt, wo Sie heute Abend sind, ziehen Sie einen Stapel Einladungen aus der Tasche und demonstrieren Sie Ihren Stress, weil man „überall wünscht, dass Sie kommen“. Aufsteigertypen, die sich in Ihrer Nähe suhlen, können Sie großzügig eine Einladung abgeben. Die leuchtenden Augen des Beschenkten bestärken Sie in Ihrem Glauben an Ihre eigene Großzügigkeit. Bleiben Sie bei jedem Essen maximal für einen Gang. Wenn die ITB vorbei ist, wissen Sie, welche Lokalitäten Sie privat meiden sollten.

8. Werden Sie nach dem Geschäftsverlauf gefragt, verwenden Sie die Standardfloskeln: Das Ganze ist nur eine Delle (schließlich gibt es ja auch große Dellen), unser Kostensparprogramm greift, seit letzter Woche steigen die Buchungszahlen wieder, Süd-Ost-Bulgarien hat sogar 85% Zuwachs, der Irak-Krieg wird uns nur unterproportional treffen, wir haben Vorsorge für Umbuchungen getroffen, die ganze Sicherheitsdiskussion ist übertrieben. Da alle den gleichen „Quatsch“ erzählen, haben Sie gute Chancen, dass es die Journalisten glauben.

9. Erklären Sie am letzten Messetag, dass Sie diese „bescheuerte“ ITB noch nie leiden konnten und Sie im nächsten Jahr garantiert nicht kommen werden. Vergessen Sie aber nicht beim Verlassen Ihres Hotels, die schöne Suite für das nächste Jahr wieder zu reservieren.

10. Wenn Sie wieder (müde) zu Hause sind, lassen Sie sich von Ehefrau/ Ehemann bedauern. Was Sie auf der ITB gemacht haben, hatte zwar den gleichen Wichtigkeitsgrad, wie wenn in China ein Sack Reis umfällt, aber China ist immerhin die Zukunft im Tourismus. Viel Vergnügen beim „same procedure as every year“.

Berlin Tipps für Ausgeschlafene

Auch außerhalb der ITB gibt es in der Hauptstadt einiges zu erleben

Wer Promis gucken will, geht ins Borchardts oder in den Grill Royal. Auch die Paris Bar ist seit Jahrzehnten einer der gastronomischen Anlaufpunkte sowie das KaDeWe und das Quartier 204-206 für Shopoholics „must do´s“ sind. Aber abseits der üblichen Trampelpfade (und der Reichskuppel) gibt es in Berlin natürlich noch viel mehr. Mit Geheimtipps ist das so eine Sache. Wenn man sie verrät, sind sie keine mehr. Aber warum sollten diese zehn Tipps „top secret“ bleiben?

Salvador Dali hat in Berlin ein eigenes Museum bekommen. Seit Anfang Februar werden in einer Dauerausstellung am Potsdamer Platz über 400 Bilder und Grafiken des spanischen Surrealisten gezeigt. Dali galt als genial, exzentrisch und geldgierig. „Avida Dollar“ (gierig nach Dollar) war sein Spitzname in der Kunstszene. Aus einem Pool von 3000 Exponaten hat der Museums-Initiator und Eventmanager Carsten Kollmeier die außergewöhnlichsten Werke herausgefischt. Darunter Dalis erstes lithografisches Werk „Don Quichotte“ und den „Surrealistischen Engel“. Sogenannte Dali-Scouts führen durch die 1400 Quadratmeter große Ausstellung und helfen, die Welt durch Dalis Augen zu sehen. „Dali – die Ausstellung“, Eingang Leipziger Platz 7, geöffnet montags bis Samstag von 12 bis 19 Uhr, sonntags 10 bis 20 Uhr. Eintritt: 11 Euro.

Es muss ja nicht immer der Osten sein – auch im Westteil der Stadt tut sich einiges: Wenn es um Vodka geht, dann hat zumindest das „6vorne“ die Nase vorne. Die Loungebar in einer Seitenstraße des Kudamms verwöhnt ihre Gäste mit Berlins größter und feinsten Auswahl an Vodka aus aller Welt. Vom teuersten, dem russischen Luxus-Vod-

ka „Kauffman“, der in einem Samtkoffer geliefert wird, bis hin zu Edelwäserchen aus Neuseeland kann alles pur oder als Cocktail und Longdrink geordert werden. Sogar über Diamant gefilterte Kostbarkeiten verfügt der stylische Szeneladen.

„6vorne“ Bar, Hektorstr. 11, geöffnet montags bis samstags von 20 bis mindesten 2 Uhr.

Die „Schnitzerei“ in Charlottenburg hat – wie der Name schon verrät – Schnitzel in allen Variationen zu bieten. Auch Vegetarier müssen in dem gemütlichen Restaurant auf ein Wiener Schnitzel nicht verzichten. Für sie werden Austernpilze in einer hausgemachten Brotpanade gewälzt und mit Limonensauce und Wildreis serviert. Dass auch deutsche Tapas lecker schmecken, wissen die Stammgäste schon lange. In Schälchen kommen Mini-Kohlrouladen, Kassler mit Specksauerkraut und Königsberger Klopse auf den Tisch. Einen heimischen Touch haben auch viele Cocktails, die „Bauernmädchen“ heißen oder „Kuscheln am Wannensee“.

„Schnitzerei“, Röntgenstr. 7, geöffnet montags bis freitags ab 16 Uhr, samstags und sonntags ab 12 Uhr (Küche bis 24 Uhr).

Wer auf Süßes steht, für den ist „Albrechts Pâtisserie“ ein Muss. Die handgemachten Törtchen, mit denen Konditormeisterin Stephanie Albrecht die Gäste in ihren drei Cafés in Prenzlauer Berg, Charlottenburg und Schöneberg verwöhnt, machen süchtig. Wie Kleinode beim Juwelier liegen himmlische Leckereien wie Nu-Ki-Törtchen, Orangen-Schokomousse-Würfel und Tarte au Citron in der Theke.

„Albrechts Pâtisserie“, Rykestr.39 (Prenzlauer Berg), Fasanenstr. 29 (Charlottenburg) und Winterfeldtstr. 45 (Schöneberg). Geöffnet von 9 bis 19 Uhr, Wochenende von 10 bis 19 Uhr. Fasanenstraße täglich 11 bis 19 Uhr.

Die „Saphire Bar“ in Prenzlauer Berg ist ein Juwel, obwohl sie mit dem Edelstein wenig zu tun hat. Ihren Namen hat sie von dem gleichnamigen Gin. Über 40 verschiedene Wacholderschnäpse stehen zur Auswahl. Noch opulenter ist das Whisky- und Rum-Angebot mit rund 200 Sorten. Cocktailfans haben es bei 300 Mixgetränken noch schwerer sich zu entscheiden – vor allem wegen der tollen Namen, die das Besitzerpärchen Roland Hoppenheit und Jacqueline Boßdorf seinen Kreationen verpasst hat. Locket das „Wüstenpicknick zum Sonnenaufgang“ oder eher das „Schneegestöber im Sperrgebiet“? Oder die „Reise zum Anfang der Nacht“, die hier ihr langes Ende findet. Das Ambiente ist schlicht-elegant. Der Tresen aus Zebrawood und Wandrahmen aus Edelstahl – die Saphire Bar ist eine Augenweide und eine Versuchung.

„Saphire Bar“, Böttzowstr. 31. Öffnungszeiten: sonntags bis donnerstags von 20 bis 2 Uhr, freitags und samstags 20 bis 4 Uhr.

Kurzurlaub in Schöneberg nach einem langen Messe-Tag: Bei „Tranxx“ in den Schöneberger Akazienhöfen werden müde Geister schnell wieder munter. In einem nachtblauen Floatarium kann man ins Reich der Träume und andere Welten reisen. In den Miniatur-Nachbauten der Cheops-Pyramide, die auf 6 qm mit hochprozentigem Salzwasser gefüllt sind, erlebt man sein persönliches Weltwunder. Wie im Toten Meer schwebt man ganz oben auf der Wasseroberfläche – Tiefenentspannung pur! Wer nicht allein abheben will, kann den Schwebestand auch zu zweit genießen. Danach geht's relaxed wieder in die City!

„tranxx Floatcenter“, Akazienstr. 27-28, geöffnet dienstags bis sonntags von 10 bis 22 Uhr. 60 Minuten ab 49 Euro (Happy Hour-Preis)

Eine Zimtziege gefällig, einmal Tabula rasa oder doch lieber Kaffeeklatsch? Wer das Besondere liebt, kommt an Xenia Trost nicht vorbei. Seit 18 Jahren fertigt sie Seifen in Handarbeit, die nicht nur ungewöhnlich heißen, sondern sich auch gewaschen haben. Peelingseifen für Männer, Stutenmilchseife für Allergiker, Shampooseifen für die Haarwäsche. „1000 & 1 Seifen“ – der Name ist Programm. Besonders beliebt ist die „Venus von Willendorf“. Die ökologisch korrekten Saubermacher aus reinen Naturstoffen werden von Frau Trost auch noch liebevoll verpackt. „1000 & 1 Seife“, Rosenthaler Str. 36, In den Rosenhöfen in Mitte. Öffnungszeiten: montags bis samstags: 11 bis 19 Uhr.

China-Restaurants haben nicht unbedingt den besten Ruf: „Selig“ in Charlottenburg ist anders. Das beginnt schon bei der Einrichtung: angenehm einfach mit Holzmöbeln, rot gestrichene Wände statt des üblichen Lamponkitsches. Die offenen und ausgezeichneten Weine sind mit Kreide auf die Wand geschrieben. Hervorragend und preisgünstig ist die nordwestchinesische Küche, die hier bei loungiger Musik statt Asia-Gedudels angeboten wird. Köstlich die Jiao-Zi-Teigtaschen und das würzig marinierte Schweinefleisch. Die Spezialität sind die hausgemachten Lanzhou-Nudeln. Für Mutige: Es gibt auch frische Qualle. „Selig“, Kantstraße 51, Täglich geöffnet von 12 bis 24 Uhr.

500qm geballte Hauptstadtkreativität findet man bei „Berlinomat“ in Friedrichshain. In einer Art Kaufhaus bieten rund 150 Berliner ihre Produkte an: Schmuck, Möbel, Mode. Die tragen so klingende Namen wie Mokkatanten, Kiezpost oder Extrawurst. Das sind zum Beispiel Schalen aus Beton, Tapeten mit einer Berlin-Borte, Ziegelstein-Lampen und T-Shirts mit Weltzeituhr-Aufdruck. Alles zu kleinen Preisen. Da ist ein Cappuccino in der Café-Lounge nach dem Einkauf noch drin.

„Berlinomat“, Frankfurter Allee 89, geöffnet montags



Foto: Lilo Solcher

bis Freitag von 11 bis 20 Uhr, samstags 10 bis 18 Uhr.

Fine dining ist die eine Seite, die andere, und die zählt beim „Club Solar“ in Kreuzberg fast mehr, ist die spektakuläre Aussicht. Wer den versteckten Eingang in dem hässlichen 60er-Jahre-Hochhaus gefunden hat, besteigt einen gläsernen Fahrstuhl und fährt – nichts für Menschen mit Höhenangst – in den 17. Stock. Rundum verglast präsentieren das Restaurant und die ein Stockwerk höher gelegene Lounge einen gigantischen Blick auf den Potsdamer Platz. Gut essen kann bei Küchenchef Norman Marquardt auch noch, nur nicht ganz billig.

Club Solar, Stresemannstraße 76, Kreuzberg, Öffnungszeiten: So 10 bis 2 Uhr, montags bis donnerstags 18 bis 2 Uhr, freitags bis sonnabends 18 bis 4 Uhr.

Blacky Neubauer

VDRJ auf der ITB

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen. Aber wenn Journalisten nicht mehr erzählen könnten, was sie auf ihren vielen Reisen erlebt haben, dann würde es vielleicht so manchen Reisewunsch gar nicht erst geben.

Keine Frage, nicht immer tun sie das so, dass es eines literarischen Quartetts würdig wäre oder Ohr und Auge entzückt. Aber jedes Jahr gibt es eine Unzahl hochwertiger Arbeiten, die den Reisejournalismus schmücken. Und die wollen wir als Berufsvereinigung auszeichnen. Gibt es dafür einen besseren Ort als die ITB, wo eh die ganze Welt zu Hause zu sein scheint?

Nach drei harten Fachbesuchertagen nutzen wir den ITB Samstag für eine kleine Reflektion. Und als Ansporn, all die Themen, die in den vergangenen 72 Stunden vielleicht besprochen, festgezurrt oder zumindest projiziert wurden, nach Möglichkeit auf dem prämierten Qualitätsniveau zu realisieren.

Ab 11 Uhr findet im ICC Saal 6 die „Preisgala“ der VDRJ statt. Jeder, der mag, ist herzlich zu dieser Veranstaltung eingeladen. Hier feiern sich die Journalisten einmal selbst – aber im guten Gewissen der Qualität.

Diese macht übrigens in ganz großem Stil den Auftakt der Veranstaltung. Bei der Verleihung des VDRJ-Preises um herausragende Verdienste um den Tourismus. Preisträger dieses Jahr: Prof. Karl Born, der Ex-TUI Vorstand und jetzige bissige Begleiter des Tourismus-Auftriebs. Bissig aber loyal. Und seine Bemerkungen sind hochgradig journalistisch. So schließt sich der Kreis.

Jürgen Dresek

Beste Noten für Urlaub in Deutschland

DZT-Chefin Petra Hedorfer sieht das Reiseland im Aufwind

Deutschland ist der Deutschen liebstes Reiseland und könnte als solches sogar von der Finanzkrise profitieren. Wir sprachen darüber mit Petra Hedorfer, Vorsitzende des Vorstands der Deutschen Zentrale für Tourismus (DZT).

Die Finanz- und Wirtschaftskrise macht vor Grenzen nicht halt. Selbst in Dubai, Russland oder China sitzt das Geld nicht mehr so locker. Befürchten Sie einen Rückgang im Deutschland-Tourismus? Wie wollen Sie dagegen ansteuern?

Hedorfer: Sicher wird 2009 kein einfaches Jahr. Laut ITB World Travel Trends Report sinkt die Wirtschaftskraft des Tourismus nach Europa im Jahr 2009 um rund zwei Prozent. Um für Deutschland dennoch ein Wachstum zu erreichen, müssen wir also Marktanteile zu Gunsten Deutschlands verschieben – und dafür stehen die Chancen gar nicht so schlecht: In Zeiten der Krise steigt die Preissensibilität – hier sehen wir eine große Chance für den Deutschland-Tourismus. Deutschland liegt mit den durchschnittlichen Tagesausgaben seiner Gäste von 73 Euro für Anreise, Unterkunft, Essen, Trinken und Ausflüge an exzellenter siebter Stelle im weltweiten Ranking gängiger Urlaubsländer und ist damit günstiger als Österreich, Frankreich, Spanien, oder Italien – bei anerkannt hoher Qualität des Angebotes.

Unter dem Stichwort „näher, kürzer, billiger“ könnte es dieses Jahr mehr Deutsche denn je in heimatische Gefilde ziehen. Was bieten Sie ihnen?

Hedorfer: Zentrale Plattform des überregionalen Inlandsmarketings der DZT ist das Internetportal www.kurz-nah-weg.de. Unter dem Motto „Tapetenwechsel“ sprechen wir hier

Interessierte über sieben Themenwelten mit Bildern und Texten zu Urlaub in Deutschland emotional an und bieten Ihnen eine Datenbank mit konkreten Angeboten sowie umfangreiche Informationen zum Urlaubsland Deutschland. Deutschland ist mit Abstand das beliebteste Reiseland der Deutschen. Und sie sind, wie unser Qualitätsmonitor Deutschland-Tourismus zeigt, sehr zufrieden mit dem Angebot und geben dem Reiseland Deutschland die „Schulnote“ 1,8 – eine Traumnote.

Was tut die DZT, damit Deutschland, auch international gute Noten bekommt?

Hedorfer: Grundlage für die erfolgreiche Arbeit der DZT ist ihre weltweite Präsenz: Mit 29 Auslandsbüros ist sie in allen relevanten Märkten weltweit vertreten. Dies ermöglicht eine intensive Kooperation mit den Multiplikatoren vor Ort. Auf rund 250 Presse- und PR-Veranstaltungen jährlich informiert die DZT internationale Medien über die neuesten Trends und Entwicklungen im Deutschland-Tourismus. Sie organisiert weltweit über 700 Studienreisen für Vertreter der Reisebranche und Presse und schärft mit marktgerecht platzierten Themen das Image Deutschlands als Reiseland.

Bisher sind es vor allem Geschäftsreisende, die nach Deutschland kommen. Wie holt man auch die Touristen ab?

Hedorfer: Deutschland hat weltweit die Marktführerschaft im Geschäftstourismus inne. Dennoch sind rund 70 Prozent der Reisen nach Deutschland Freizeitreisen. Als Urlaubsdestination punktet Deutschland besonders durch seine Vielseitigkeit, seine touristische Infrastruktur und eben



Foto: privat

sein äußerst gutes Preis-Leistungs-Verhältnis. Damit werben wir im Ausland – sehr erfolgreich: Der Deutschland-Tourismus erlebt seit Anfang des Jahrtausends einen Aufschwung. Auch das in der zweiten Hälfte ja bereits recht schwierige Jahr 2008 konnten wir mit einem rund zweiprozentigen Gesamtplus bei den Übernachtungszahlen deutlich positiv abschließen.

Wo setzen Sie Ihre Werbe-Schwerpunkte 2009?

Hedorfer: Unter anderem ist das 20-jährige Jubiläum des Mauerfalls ein wichtiges Thema, das wir mit großem Erfolg weltweit kommunizieren. Bereits im letzten Jahr haben wir einen internationalen Fotowettbewerb um den HanseMercur-Preis ausgerufen. Rund 30 Bildjournalisten aus der ganzen Welt fotografierten auf Einladung der DZT unser Land unter dem Thema „Deutschland – ein faszinierendes Reiseland von heute“. Beim GTM Germany Travel Mart™ (GTM) der DZT in Rostock werden am 11. Mai 2009 die drei besten Fotos prämiert.

Willkommen bei der ITB Berlin 2009.

Reservieren Sie sich Logenplätze für den Treffpunkt Deutschland.



Halle 12/Stand 102

© WERNER AISSLINGER, BERLIN

Auf der ITB 2009 präsentiert sich die DZT in diesem Jahr mit dem Lifestylethema „Wandern, Radfahren und Aktivurlaub“ sowie dem historischen Ereignis „20 Jahre Fall der Mauer“. Lassen Sie sich von diesen und vielen weiteren Eindrücken begeistern, die wir Ihnen zusammen mit der Berlin Tourismus Marketing GmbH und weiteren Partnern vorstellen wollen. Reservieren Sie sich schon heute das Know-How unserer Kollegen aus dem In- und Ausland zur Bewerbung Ihrer Angebote. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.



Leipzig: Fürstenhof

Foto: Arabella Starwood



Leipzig lockt

Es gibt viele Gründe, in diesem Jahr nach Leipzig zu fahren. Das haben nicht nur die VDRJ-Mitglieder bei der Hauptversammlung im November erfahren, sondern auch alle Journalisten, die zur DER-Katalogvorstellung in die Stadt kamen. Im folgenden ein kleiner Leipzig-Reigen aus verschiedenen Perspektiven.

Leipziger Allerlei auf die Schnelle

Künstler, Baustellen, Museen und jede Menge Jubiläen

Was haben Max Klinger, Richard Wagner, Max Beckmann und Neo Rauch gemeinsam? Richtig, sie wurden in Leipzig geboren. Die sächsische Stadt, die in diesem Jahr 20 Jahre „friedliche Revolution“ feiert, war in Kunst und Politik oft ihrer Zeit voraus.

Mehr noch: Leipzig ist einer der ältesten Messestandorte der Welt, die weltweit erste Mustermesse wurde hier ausgerichtet. In Leipzig wurde der Deutsche Fußballbund gegründet (1900) und die erste Schrebergartenanlage der Welt (1865), benannt nach dem Orthopäden Dr. Daniel Gottlob Moritz Schreiber. Hier steht die zweitälteste Universität (1409) und – mit dem Schillerhaus – das älteste Literaturmuseum Deutschlands (1785). Dichter, Komponisten und Gelehrte trafen sich im Coffe Baum, einem der ältesten Kaffeehäuser Europas (seit 1556). Auch als Verlagsstadt hat Leipzig Geschichte geschrieben.

Doch die Stadt, in der Schumann, Bach, Wagner, Mendelsohn Bartholdy und Grieg wirkten, in der Schiller seine Ode an die Freude schrieb und Angela Merkel studierte, schaut vor allem nach vorne. „Kommen Sie nach Leipzig, hier gibt es viel zu tun“, sagt Stadtführerin Birgit Scheffel, und angesichts der vielen Baustellen mitten in der Stadt glaubt man ihr gerne. Im Zoo entsteht mit Gondwanaland ein lebendes Geschichtsbuch der Erde samt Baumwipfelpfad. Vor dem Hauptbahnhof klafft eine gigantische Baugrube. Eine Riesen-Tunnelmaschine bohrt sich durch das Erdreich, Ziel ist der City-Tunnel Leipzig. Die „kürzeste und teuerste U-Bahn“, wie Scheffel spottet, soll über vier Stationen das Zentrum der Messestadt mit dem Hauptbahnhof verbinden. Auffallend



Foto: Lilo Solcher

auch die Baustelle am Augustusplatz, wo die noch 1968 gesprengte Universitätskirche St. Pauli in Umrissen als Aula mit Andachtsraum wieder ersteht.

Auf dem Sachsenplatz wirkt der gläserne Quader des Museums der Bildenden Künste wie ein Solitär. Das soll sich bald ändern. Die Stadt will die historische Baustruktur wieder herstellen und die nächste Bebauung wird sich „ans Museum herankuscheln“, wie Jörg Dittmer es ausdrückt, der für die Öffentlichkeitsarbeit des Museums zuständig ist. 3000 Gemälde und 1200 Skulpturen vom 15. Jahrhundert bis zur Moderne beherbergt der „Schuhkarton“, wie manche Leipziger den schlichten Neubau von Karl Hufnagel, Peter Pütz und Michael Rafaelian nennen.

Die Architekten verarbeiteten viel Sichtbeton und Holz, schufen weite offene Innenräume, die Durchblicke schaffen und zum Flanieren einladen. Die Glaslamellen der Außenfront filtern das Sonnenlicht in den großzügig ausgestatteten Ausstellungsräu-

men. Ende des Jahres wurde das mit 250000 Euro größte Restaurierungsprojekt vollendet: Max Klingers „Christus im Olymp“. Den Werkschauen der großen Söhne der Stadt, Klinger und Beckmann, ist eine eigene Etage gewidmet. Ein großer Bereich mit indirektem Deckenlicht versammelt die neue Leipziger Schule, Bilder des international gefragten Neo Rauch sind in einem eigenen Raum zu sehen.

Oder auch in der Spinnerei, wo sich Künstler in der alten Industriearchitektur nieder gelassen haben. Rauch war hier Pionier, andere kamen nach, schließlich auch Galerien. Die einmalige Konzentration von Künstlern auf relativ kleinem Raum gilt deutschlandweit als Vorbild. Was einmal die größte Baumwollspinnerei Europas war, ist heute ein Dorado der Kunstschaffenden. Wo einst 4000 Arbeiter schufteten, sind heute Maler, Bildhauer, Galeristen kreativ – 550 Arbeitsplätze bietet die Spinnerei, 320 Mieter zahlen an die derzeitige Eigentümer GmbH, darunter ein Künstlerbedarf, eine Fahrradmanufaktur, ein Computerla-

den, ein Weinhandel, ein Buchbinder und – Sandro Porcu. Der in Sibirien geborene Künstler arbeitet in einem Atelier mit Fenstern aus der DDR-Zeit. Der Wind pfeift durch die Ritzen, es ist eiskalt. Seit 14 Jahren baut der Mann mit dem Existentialisten-Image in der Spinnerei seine schrägen Installationen wie den verstörend lebensecht wirkenden „Mann auf dem Koffer“ oder „Last Minute“ (Bild S. 12). Sozialkritisch will er sie verstanden wissen, „aber ohne pädagogischen Zeigefinger“. Das „Streichelbett“ mit gebleichten Straußenfedern – „funktioniert todsicher, ist aber ein Anschauungsobjekt“ – zeige, wohin die Reise geht, zu „Maschinen, die Menschen Gutes tun“. „Ganz schön traurig“, sagt der 42-Jährige und lächelt melancholisch. Und dann sagt er noch: „Früher waren die Künstler verrückt und die Sammler clever, heute ist es eher umgekehrt.“ Clever wie er ist, sucht Porcu derzeit „eine kleine, spießige Wohnung“ außerhalb der Spinnerei. Da wird er nicht lang suchen müssen.

An Wohnungen herrscht kein Mangel in Leipzig. Es gibt sie für jeden Geschmack, klein und bescheiden in ehemaligen Arbeiterhäuschen oder Plattenbauten, großbürgerlich mit viel Stuck im unzerstörten Gründerzeitviertel, luxuriös mit allen Schikanen in den sanierten Buntgarnwerken an der Weißen Elster oder in den teuren Lofts des In-Viertels Plagwitz, auch Klein-Venedig genannt. 90 Quadratmeter ab 300 Euro Kaltmiete. „Kommen Sie nach Leipzig“, sagt Birgit Scheffel zum Abschied, „Hier bekommen Sie mehr für Ihr Geld“.

Und jede Menge Feierlichkeiten dazu. Die Stadt schwelgt 2009 geradezu in einem Jubiläumsrausch: 200. Geburtstag von Felix Mendelsohn Bartholdy und 200. Geburtstag von Friedrich Schiller, 600 Jahre Universität, 125 Jahre Baumwollspinnerei und 20 Jahre friedliche Revolution...

Lilo Solcher



Fotos: Lilo Solcher

Von der Banalität des Terrors

Das Museum Runde Ecke in Leipzig ist von beklemmender Biederkeit

Ein Jubiläum wirft seine Schatten voraus: Vor 20 Jahren läutete die friedliche Revolution in den neuen Bundesländern, vor allem aber in Leipzig, das Ende der DDR ein.

Im Museum Runde Ecke in Leipzig, 40 Jahre lang Sitz der Staatssicherheit, wird die „bleierne Zeit“ unter dem alles kontrollierenden kommunistischen Regime beklemmend lebendig. Denn hier ist kaum etwas verändert. Der rissige Linoleum-Boden, die bräunlichen Tapeten, die Scherengitter an Fenstern und Türen und die alten Heizkörper atmen noch den Mief der 50er Jahre, eine schreckliche, ja beängstigende Biederkeit.

Sie waren ja brave Staatsbürger, die Agenten und ihre Informanten. Sie wollten ihr Regime vor umstürzlerischen Agitatoren bewahren und dazu war ihnen jedes Mittel recht: Einschüchterung, Bedrohung, Freiheitsentzug, Verleumdung. „Stasi – Macht und Banalität“ ist denn auch der Titel der Dauerausstellung. Was könnte banaler sein als die berüchtigten Geruchskonserven in Einweggläsern, die verdorrten Grünpflanzen in den lichtlosen Büros, die handgeknüpften Perücken, die Malkästen für die Maskierung, die „Bügelmaschinen“ für die geöffneten Briefe oder die taschenlosen Kittel für die Mitarbeiter? Und doch hatte die Staatssicherheit mit ihren 2400 Mitarbeitern und rund 10 000 Spitzeln die Stadt im Würgegriff. Wie eine Zwingburg erschien den Leipzigern die Zentrale und für Irmtraut Hollitzer, die damals 45 Jahre alt war, kommt es immer noch einem Wunder gleich, dass der Umsturz und die Auflösung des berüchtigten Geheimdienstes ohne Blutvergießen möglich waren. Die Frau des Muse-

umsleiters, damals schon Mitglied im Bürgerkomitee Neues Forum, erinnert sich daran, wie Leipziger Bürger 1989 das Gebäude besetzten und die Akten vor der Vernichtung bewahrten. Doch „die großen Herbstdemonstrationen fielen nicht vom Himmel, sie hatten eine Vorgeschichte“.

Und die verlangte Mut und kostete nicht selten die Freiheit. Es hatte schon im Januar 1989 begonnen, als Mitglieder von Oppositionsgruppen Flugblätter verteilten, auf denen sie Freiheit forderten und zur Demonstration aufriefen. 500 folgten dem Aufruf, 53 wurden verhaftet und auf Proteste hin wieder frei gelassen. 1000 Menschen gingen am 7. Mai nach den „Scheinwahlen“ zur Leipziger Stadtreinigung auf die Straße und forderten freie Wahlen. Es kam erneut zu Verhaftungen und Verurteilungen.

Doch der Funke war längst übergesprungen. Die Friedensgebete, die schon seit September 1982 in der Nikolaikirche stattfanden, erhielten ständig Zuwachs, Tausende gingen auf die Straße. 20.000 waren es im September, 70.000 am 9. Oktober. Irmtraut Hollitzer erinnert sich, als wäre es gestern gewesen. „Die Demonstranten standen einer martialisch aufgerüsteten Polizei gegenüber und wir fragten uns, ob es einen Bürgerkrieg geben würde. „Keine Gewalt“ riefen die Demonstranten und „Wir sind das Volk“. Und dann geschah „das Wunder von Leipzig“: Die Staatsmacht kapitulierte vor einer Menschenmasse, die in den folgenden Monaten immer mehr answoll und „eine ungeheure Wut im Bauch“ hatte.

Am 4. Dezember schließlich übernahmen 30 Vertreter des Neuen Forums die Stasi-Zentrale und stoppten die seit Wochen andauernde Aktenver-

Info:

Das Museum in der Runden Ecke ist täglich von 10 bis 18 Uhr geöffnet, um 15 Uhr gibt es eine Führung. Der Eintritt ist kostenlos, Spenden sind gern gesehen. Vom 15. April bis 31. Dezember gibt es eine Sonderausstellung unter dem Titel „Leipzig auf dem Weg zur Friedlichen Revolution“.

online: www.runde-ecke-leipzig.de

nichtung. „Dem Stasi-Chef ging wohl die Muffe“, vermutet Irmtraut Hollitzer. Und sie ist heute noch dankbar dafür, dass alles gewaltlos über die Bühne ging und ein Großteil der Akten gerettet werden konnte. Denn „diese Akten sind wichtig für das Gedächtnis unserer Gesellschaft“.

Wie wichtig, das erfährt die grauhaarige Bürgerrechtlerin immer wieder aus der Zeitung. „Wir hätten uns nie vorstellen können, dass diese Stasi-Herren heute wieder so selbstbewusst auftreten“, sagt sie verbittert. Die meisten hätten überhaupt kein Unrechtsbewusstsein und forderten mit Nachdruck ihre (hohen) Renten ein.

Ausgerechnet der letzte Stasi-Chef von Leipzig agiere beispielsweise als Chef einer „Gesellschaft für humane Rechte der Bundesrepublik“. Irmtraut Hollitzer schüttelt den Kopf ob soviel Chuzpe. Auch die „Ostalgie“, die Sehnsucht nach der ach so guten alten DDR-Zeit geht ihr gegen den Strich. Sie spürt heute noch die Angst, die ihr damals schier die Luft nahm, die ihr damals schier die Luft nahm, vor 20 Jahren, als die Stasi die Stadt scheinbar noch fest im Griff hatte.

Lilo Solcher

Ein Loblied auf die Thomaner

Spaziergang durch Leipzig in Begleitung von Frau Bach

Es stört Sie doch sicher nicht, wenn ich mich neben Sie setze. Danke! Wissen Sie, ich komme gern hierher in die Thomaskirche, um der Musik Johann Sebastian Bachs, meines Mannes, zu lauschen.

Jetzt habe ich ja endlich auch Zeit dafür. Früher war das völlig unmöglich, da hatte ich mit dem Haushalt und vor allem den Kindern mehr als genug zu tun. 13 habe ich ihm geboren,

leider wurden nur acht erwachsen. Und den vier Kindern aus der ersten Ehe meines Mannes mit seiner so jung verstorbenen Maria Barbara ersetzte ich natürlich auch die Mutter, so gut es ging.

Oh, entschuldigen Sie, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Ich bin Anna Magdalena Bach. 1723 bis zu seinem seligen Ende 1750 leitete mein Mann die Thomaner. Ach, könnte Sebastian doch sehen, was

aus dem Chor in den letzten 250 Jahren geworden ist! Wenn ich daran denke, wie oft er über dessen miese Qualität fluchte, als er ihn übernahm. „17 zu gebrauchen, 20 noch nicht zu gebrauchen, 17 untüchtig“, sagte er einmal zu mir. Mal ganz davon abgesehen, dass es heute fast 100 Thomaner gibt, so sind das auch alles kluge Jungs, die nicht nur singen können, sondern auch ansonsten was im Kopf haben. Fast alle machen das Abitur in der dem Internat angeschlossenen Schule.

Sehen Sie da hinten den schlaksigen Burschen? Ja, genau, den mit Igel-schnitt und Brille. Mit dem habe ich mich neulich nach einem Konzert unterhalten. Lucas Heller heißt er, ist 17 und wird nach dem Abitur im nächsten Sommer den Chor verlassen. Seit sieben Jahren ist er Thomaner, sein Klavierlehrer entdeckte sein Talent und riet ihm zu einer Aufnahmeprüfung. Damals wohnte er noch in Köthen – übrigens, dort war mein Mann von 1717 bis wir nach Leipzig zogen, Kapellmeister und Direktor der „Kammer-Musiken“.

Aber zurück zu Lucas: Als er ins Leipziger Schulinternat kam, hatte er, wie die meisten anderen Neulinge, natürlich schreckliches Heimweh nach seiner Mama. Aber die haben sich in dem Internat etwas einfallen lassen, damit das Heimweh nicht zu groß wird, hat er mir erzählt. Immer ein älterer Schüler wohnt mit mehreren Kleinen zusammen und ist so was wie der große Bruder. Scheint ja ganz gut zu funktionieren. Oder finden Sie, dass die drei kleinen Jungs da vorn traurig aussehen?

Ja, ja, Sie haben schon Recht, es ist trotzdem schon eine ganz schöne Umstellung, wenn das Leben eines Neun- oder Zehnjährigen plötzlich



„Frau Bach“

Foto: Elke Thonke

Info:

■ **Spaziergänge mit Frau Bach** buchbar unter: Leipzigtourismus und Marketing GmbH, Richard-Wagner-Str. 1, 04109 Leipzig, Tel. 0341/7104-260, -265

E-Mail: info@ltm-leipzig.de, Internet: www.leipzig.de, www.ltm-leipzig.de, www.leipzig-erleben.com

■ **Thomanerchor Leipzig**, Hillertstr. 8, Tel. 0341/98442-0

Internet: www.thomanerchor.de

■ **Bach-Museum** im Bach-Archiv Leipzig, Thomaskirchhof 16, Tel. 0341/9137200, www.bach-leipzig.de

■ **Coffe Baum**, Kleine Fleischer-gasse 4, Tel. 0341/96100-60

E-Mail: Coffe-Baum@t-online.de, Internet: www.coffe-baum.de

■ **Motetten und Kantaten** mit dem Thomanerchor kann man ganzjährig, freitags, 18 Uhr, und samstags, 15 Uhr, in der Thomaskirche hören. Von Juli bis August erklingen immer montags, 19 Uhr, Konzerte am Bachdenkmal am Thomaskirchhof.

vor allem aus Schule, Proben, Instrumentenunterricht und Auftritten besteht und man manchmal wochenlang nicht nach Hause kann. Aber irgendwie scheinen diese Kinder das völlig normal zu finden. Und natürlich sind sie auch sehr stolz darauf, Thomaner zu sein.

Sie können mir glauben, ich weiß, wovon ich spreche. Unser Carl Philipp Emanuel, der Zweitälteste aus Sebastians erster Ehe, wurde 1724 als Zehnjähriger auch Thomaner. Entschuldigen Sie, ich schweife schon wieder ab. Also Lucas hat mir erzählt, dass er Betriebswirtschaft studieren will. Warum schauen Sie so erstaunt? Ach, Sie dachten, dass die später alle irgendwas mit Musik machen? Nein, nicht alle, aber auch nicht wenige.

„Die Prinzen“ waren genauso Thomaner wie Kammersänger Reiner Süß oder der heutige Thomaskantor Prof.

Georg Christian Biller. Er ist der 16. nach meinem Mann. Finden Sie nicht auch, dass er Sebastian etwas ähnlich sieht? Psssst, das Konzert fängt an! Wenn es Sie interessiert, erzähle ich Ihnen danach noch ein bisschen was von meinem Mann.

Ich bin immer ganz aufgewühlt, wenn ich den Chor höre. So viele Erinnerungen hängen daran. Auch komische, wie diese: Einmal, als er eine Kantate probte, verzweifelte mein Mann fast daran, dass der Chor an einer bestimmten Stelle ständig falsch einsetzte. Bis ihm schließlich die Geduld riss und er mit donnernder Stimme rief: „Der Chor fällt ein!“ Worauf alle in wilder Panik aus der Kirche rannten, weil sie dachten, das Gebäude stürzt ein. Nur Bach blieb fassungslos zurück, bis er begriff, was er

„Oh, entschuldigen Sie, ich habe mich noch gar nicht vorgestellt: Ich bin Anna Magdalena Bach, Johann Sebastian Bachs Frau.“

mit seinen Worten angerichtet hatte. Noch abends, als er mir davon erzählte, konnte er sich vor Lachen kaum einkriegen.

Aber lassen Sie uns doch ein Stück gehen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, nehmen wir den Weg über den Thomaskirchhof, vorbei am Denkmal für Johann Sebastian. Seit dem 17. Mai 1908 steht es dort. Für mich ist das eine große Genugtuung. Denn stellen Sie sich mal vor: Sebastian war nur dritte Wahl für den Stadtrat, als der einen Nachfolger für den 1722 verstorbenen Thomaskantor Johann Kuhnau suchte. Favorit war Georg Philipp Telemann, doch der lehnte ab. Dann sollte es Johann Christoph Graupner sein, den ließ sein Dienstherr in Darmstadt nicht weg. Ich bin immer noch empört, wenn ich daran denke, dass

der Ratsherr Abraham Christoph Plaz gesagt hat: „Da man nun die Besten nicht bekommen könne, so müsse man Mittlere nehmen.“ Nach einem Vorspiel bekam Bach im April 1723 die Stelle, die mit 1200 Talern pro Jahr dotiert war. Dafür sollte er in der Thomasschule auch Latein unterrichten, doch das wollte er nicht und stellte einen Lehrer an, dem er die Hälfte seines Jahresgehalts zahlte.

Mit 600 Talern im Jahr war bei uns fast immer Schmalhans Küchenmeister. Auch ansonsten war es nicht immer leicht. Sebastian regte sich ständig über den schlechten baulichen Zustand der Thomasschule auf, die bis Ende des 19. Jahrhunderts gleich neben der Thomaskirche stand. Mit dem Rektor Johann Heinrich Ernesti kam er überhaupt nicht klar, und auch die Stadt verweigerte ihm die Anerkennung. Nach sieben Jahren hatte mein Mann genug von all dem und wollte nur noch weg. Doch dann starb Ernesti plötzlich, und mit dem neuen Rektor Johann Matthias Gesner kam er sofort bestens klar. Was habe ich da aufgeatmet!

Aber lassen wir das! Was halten Sie denn von einer Tasse Kaffee. Leider können wir nicht mehr ins Liebingscafé meines Mannes, das „Zimmermannsche Kaffeehaus“ in der Katharinenstraße, das wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Zweimal die Woche war er dort, wo er auch 1734 seine berühmte Kaffeekantate komponierte. Das Café war übrigens auch Probenstätte für das von Telemann gegründete Studentenensemble Collegium Musicum, das mein Mann von 1729 bis 1741 leitete. Lassen Sie uns doch in den „Coffe Baum“ gehen. Dort wird schon seit 1711 Kaffee ausgeschenkt. Da bin ich ganz gern, weil mich vieles an meine Jugendzeit erinnert und es nur ein paar Schritte zur Thomaskirche sind.

Mit Frau Bach unterwegs war Heidi Diehl.

Flucht aus dem Trubel

Besuch bei Johannes Rau auf dem Friedhof

Den Trubel der Tourismusbörse musste ich einfach mal verlassen, wollte zur Ruhe kommen für ein, zwei Stunden. Wo klappt das besser als auf einem Friedhof?

Nieselregen besprüht bröckelndes Mauerwerk. Struppiges Grün umarmt verwiterte Grabsteine. Ernüchternd ist er, der erste Eindruck an der Chausseestraße 126 in Berlin-Mitte.

Seit fast 250 Jahren ist der „Dorotheenstädtische Kirchhof“ die letzte Ruhestätte für Größen des Geistes. Für Künstler und Literaten, für Uner-schütterliche im Glauben und Mutige in der Politik – von den Baumeistern Schinkel über die Philosophen Fichte und Hegel bis zu Schriftstellern wie Arnold Zweig und Anna Seghers.

Was das Leben nicht vermochte, schaffte der Tod: Bertolt Brecht und Helene Weigel, die stets in getrennten Zimmern im Haus nebenan wohnten, sind im Grab vereint.

Zwei schroffe Findlinge mit ihren eingemeißelten Namen, kaum lesbar, lehnen an der Friedhofsmauer.

Ein junger Mann geht zielstrebig zum

Grab des Polit-Poeten Johannes Becher und legt einen Brief unter ein Bäumchen. „Träumend habe ich mich vollendet“ lese ich später. Was für ein Satz!

An einer Schautafel hinter Glas pappt ein Zettel: „Das Grab von Johannes Rau ist bei Nummer 48 auf dem Lageplan“.

Vorbei an Mausoleen und einer Statue von Martin Luther sind es nur 70 Meter, dann stehe ich vor einem Grab, bepflanzt mit rosa und weißen Blümchen, umrahmt von hellgrünen Ranken. Zwei Vasen mit roten Rosen stecken in der Erde. Unter dem steinernen Gesicht sind auf dem schlichten Marmorstein Name, Geburts- und Todesdatum sowie ein Satz aus dem Matthäus-Evangelium eingemeißelt: „Dieser war auch mit dem Jesus von Nazareth“.

Johannes Rau, der achte Bundespräsident Deutschlands. Der Werber für die Versöhnung mit Israel. Der Kämpfer für soziale Gerechtigkeit. Der gute Mensch aus Wuppertal. Sein Lebensmotto „Versöhnen statt spalten“ kommt mir in den Sinn. Und die Erinnerung an die wenigen kurzen



Begegnungen, die ich als Journalist mit ihm haben durfte. Immer imponierte mir seine beeindruckend einfache politische Philosophie: „Sagen, was man tut. Und tun, was man sagt“.

Johannes Rau ist in allerbesten Gesellschaft. Gleich nebenan erinnert ein Gedenkstein an Dietrich Bonhoeffer, den Theologen und ermordeten Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus. Gegenüber ruht der Buchdrucker Ernst Theodor Litfaß. Schriftsteller Heinrich Mann, der Streiter für Demokratie, ist auch nicht weit. Als ich den Friedhof wieder verlasse, spüre ich den Zauber von heiterer Melancholie, der über diesem Paradiesgarten der Kulturgeschichte liegt. „Tschüs, Bruder Johannes“, murmele ich. Dabei fällt mir die abgedroschene ITB-Abschiedsformel ein: „Man sieht sich...“

Rolf Nöckel

Kommunikation in Orange!

FTI Touristik (Frosch Touristik GmbH) ist mit Angeboten für über 60 Länder der **fünftgrößte Reiseveranstalter** Deutschlands.

Das Unternehmen ist auch in Österreich und der Schweiz vertreten.

Der Kurzfristveranstalter **5vorFlug**, der Mietwagenbroker **driveFTI**, das Online-Portal **fly.de**, der größte deutsche Sprachreisenveranstalter **LAL Sprachreisen** sowie der TV-Reiseshoppingsender **sonnenklar.TV** ergänzen das Portfolio.

Wir sind für Sie da:



Angela Winter
Leiterin FTI-Unternehmenskommunikation



Petra Hartmann
Pressereferentin



Christian Müller
Pressereferent



Verena Wefers
Pressereferentin

Kontakt

FTI Touristik
Frosch Touristik GmbH
Unternehmenskommunikation
Friedenstraße 32
81671 München

Tel.: 089/2525 6190

Fax: 089/2525 6191

E-Mail: presse@fti.de

Internet: www.fti.de



Einfach FairReisen

Sich finden im Sich-Verlieren

Die Autoren des Jahres 2008 offenbaren einen Trend zur Entschleunigung

Kontemplation scheint angesagt. Suchen Autoren wieder Werte, die – glaubt man den Politikern – der Gesellschaft ganz allgemein abhanden gekommen sind? Zumindest sieht es so aus, als hätten sie 2008 die Werte wieder aus der Versenkung holen und in den Mittelpunkt ihres Schreibens stellen wollen.

Der Jury, die in Hamburg über den Columbus Autorenpreis zu befinden hatte, fiel auf, dass nach Jahren voller spannender Action-Ausschweifungen oder den Leser an die Hand nehmender Ich-Erzählungen im vergangenen Jahr eher ein Trend zur Meditation auszumachen war, zur Beschaulichkeit, zur gelassenen Annäherung an andere Kulturen mit großem Respekt, zu entspannenden Reisegeschichten, den Appell an soziale Verantwortung des Reisens eingeschlossen.

Immerhin kreisten von den rund 100 eingereichten Arbeiten gut 40 um die Themen Glaube und Religion, Entschleunigung und Zur-Ruhe-Kommen, Sinnsuche und Sinnfindung. Ob es dabei um einen „spektakulären Viehabtrieb über einen Gletscher“ in Österreich ging oder um die „wahn-sinnige Idee, mit einem dreijährigen Mädchen, ihrem sechsjährigen Bruder und einem sturen Packesel durch den Französischen Jura zu streifen“, eventuell auch um eine Postkutschentour „Mit 2 PS mitten ins Barock“ oder um die „Glaubensbewegung“, eine Wallfahrt durchs Steinerne Meer von Österreich nach Berchtesgaden, oder ganz einfach um „Freiheit, die ich meine“, um das „Sich-Treiben-Lassen in Marokkos Königsstadt Marrakesch“ (Zitate aus den jeweiligen Artikeln). Es war deutlich zu spüren, dass für die meisten

Autoren dieses Mal der Weg das Ziel war, das Unterwegssein, vor allem zu sich selbst, das Sich-Finden-im-Sich-Verlieren. So ist es kein Wunder, dass auch unter den Gewinner-Beiträgen sinnstiftende Geschichten ganz oben an stehen. Wie die Nummer eins unter den Kurzfassungen: „Karma mal machen“ von Elke Michel, erschienen am 16. November in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Auch wenn die Unterzeile „Immer mit der Ruhe: Mit dem Karma-Taxi durch London“ den Müßiggang impliziert, so hat der entschleunigende Beitrag die Jury gerade mit seinem Erzähl-Tempo begeistert, mit sprachlicher Schönheit, mit Originalität und Witz. Nicht die schlechtesten Eigenschaften, um aufs Treppchen zu kommen.

Eine schwere Entscheidung erwartete die Jury bei den Langfassungen. Fünf außergewöhnliche Beiträge hatten das Finale erreicht und jeder hatte seine Fürsprecher. Deshalb musste wieder einmal König Salomon eingreifen und ein alle zufrieden stellendes Urteil fällen: zwei erste Preise. Die beiden „goldenen“ Geschichten könnten unterschiedlicher kaum sein – und das bezieht sich nicht darauf, dass die eine davon „Gambia – Alles begann als zwei Weiße in unser Dorf kamen“, geschrieben von Andrea Jeska und erschienen in der *Brigitte* im Januar, sich das narrative Ich eines lokalen Geschichtenerzählers zu eigen macht, während die andere über Capri „Like ice in the sunshine“, erschienen vom mehrmaligen Columbus-Autorenpreisträger Stefan Nink und veröffentlicht im *ADAC Reisemagazin*, Ausgabe Mai, in der beim Autor beliebten dritten Person vorgetragen wird. Nein, sie sind auch formal vollkommen unterschiedlich und lösten

sehr verschiedene Reaktionen aus. Das Abenteuer des Besuchs der zwei Weißen in Gambia hat manchen verwirrt, andere aber hielten das Hineinschlüpfen der Autorin in die Haut des gambischen Erzählers für originell; es sei dadurch eine grundehrliche Geschichte entstanden, nah dran am Menschen und geschrieben mit hohem Respekt. Chapeau.

Das war der Jury dann doch einen ersten Preis wert – und durchaus als Aufruf zu verstehen: Hey, liebe Autorinnen und Autoren, verlasst mal Euer Raster, traut Euch, probiert mal, journalistisch ganz andere Wege zu gehen.

Die zweite Hälfte des goldenen Columbus, die Story über Capri, überzeugte durch ihren ausgefallenen Einstieg und ihre schöne Sprache. Alle waren sich einig, dass der Autor dieses höchst kurzweiligen Beitrags die Kunst beherrscht, den Leser zu faszinieren, ihn durch viel Atmosphäre in der Geschichte zu halten und ihm seine Sehnsuchtsgefühle nach der roten Sonne, den Fischern und bella Marie zu bestätigen – das aber ganz unkitschig, und gar nicht unkritisch.

Immer wieder von dem einen oder anderen Juror für das heiß umkämpfte höhere Treppchen beim Autorenpreis streitbar in der Diskussion reanimiert: die anderen drei Finalisten. Sollte man den Preis gar fünfteln? Verdient hätten es alle. Vor allem, wenn man das Kriterium Ethik in den Vordergrund stellt.

Diese Ethik schafft eine gute Basis für den köstlich süffisant formulierten und in der *Zeit* vom 28. Februar unter dem Titel „Auf der hohen Kante“ veröffentlichten Besuch von Markus Wolff im benachbarten großherzog-



Zeitungsleser in Straßburg

Foto: Elke Thonke

lichen Finanzparadies. Er wollte kontrollieren, ob „Steuern hinterziehen und billig tanken wirklich die einzigen Gründe seien, nach Liechtenstein zu fahren.“ Das tat er natürlich aus damals hochaktuellem Anlass (was ganz nebenbei zeigt, dass auch Reisetage sehr zeitnah gegenwärtig berichten können) und traf dabei das Land „auf den Punkt“. Unterhaltung pur!

Köstliche Süffisanz beherrscht auch Alexander Smolczyk, Kisch-Preis-träger und Rom-Korrespondent des Spiegel. In seinem Beitrag „Kann man hier auch in die Kirche gehen, Papa?“, erschienen im Februar 2008 im *Merian* „Vatikan“, seziert er exakt, warum sich der Petersdom untertags „von einer Kirche zur Kirchweih verwandelt“, wenn er sich „mit blindem Geknipse

und hilflosem kaugummikauenden Staunen“ füllt. Lesen!

Darüber, warum es leichter – und deshalb besser – ist, manchmal nur die Hälfte zu sehen, wie bei einer Zugfahrt, bei der die Kabinfenster ja meist nur zu einer Seite rausgehen, philosophiert und schwadroniert aufs köstlichste Michael Allmaier in seinem am 30. Oktober in der *Zeit* veröffentlichten Beitrag „Afrika in einem Zug“, die Reise mit dem Rovos Rail von der Südküste bis fast an den Äquator, ein „Abenteuer im Sitzen“. Das kam manchem Juror fast zu gemächlich und zu wenig „produktkritisch“ vor, fand aber allseits Zuspruch, als es um die Kunst der Sprache ging. Um Reise-Ethik geht es auch in der Geschichte des Autoren-Nachwuchspreises. Hier wäre zwar mehr auch

wirklich mehr gewesen. Aber Stephan Orth bewältigt mit seiner Reise zum „Tanz der Matriarchinnen“ in Lige in Südwestchina, erschienen in *spiegel online* am 26. August, eine lobenswerte Gratwanderung. In distanzierenden, aber treffenden Worten breitet er seine Reportage als ethnologische Studie einer gefährdeten Gesellschaft aus, die den Tourismus zwar wirtschaftlich herbeisehnt, ihn aber wegen der Tradition dann doch lieber nicht will.

An dieser Stelle sei nochmals allen Autoren gedankt. Es war meist eine Freude, sich durch die Texte zu lesen. Aber es kann halt nicht hundert Gewinner geben. Weitermachen!

Klaus A. Dietsch



Foto: Lernidee

Aussitzen: Afrika in einem Zug

Bei der Bahnfahrt bleibt das richtige Leben auf der Strecke

Von der Südküste bis fast an den Äquator: Wer mit Rovos Rail den Kontinent durchquert, erlebt ein Abenteuer im Sitzen.

Neben den Viktoriafällen führt eine Eisenbahnbrücke über den Sambesi. Da habe ich gerade ein Stück Seife verkauft, für 5 Milliarden Dollar. Aber besser, ich erzähle das von vorn, sonst glaubt man mir kein Wort.

Es begann vor einer Woche, an einem regnerischen Wintermorgen in Kapstadt, in einem Wartesaal gegenüber vom Bahnhof. Den Kapstädter Bahnhof sollte man sich nicht wie unsere Bahnhöfe vorstellen, mehr wie eine Markthalle, wenn gerade kein Markt ist. Kaum einer fährt Zug in Südafri-

ka. An den Schaltern lümmeln Uniformierte mit Kindergesichtern. Vor dem Eingang verkauft ein zahnloser Alter auf einer Decke Zitronen. Uns empfängt man in einem kolonialen Prachtbau auf der anderen Straßenseite. Hier residiert Rovos Rail, eine private Bahngesellschaft, die von sich behauptet, ihr gehöre „der komfortabelste Zug der Welt“. Von der Decke des Empfangssaals hängen schwere Kronleuchter und Ventilatoren. Auf den Kaffeetischen liegen ledergebundene Hochglanzmagazine: Golf & Wein, Leadership, Good Taste. Hostessen bringen Silbertablets mit Gürkensandwiches und Kap-Sekt. Mittendrin sitzen wir: Pullunder, Polohemden, Polarfleece. Tagesrucksäcke,

Duty-free-Tüten, Klettverschlussandalen. Deutsche unterwegs. Der Reiseveranstalter Lernidee, ein Spezialist für Eisenbahnreisen, hat den Luxuszug für zwei Wochen gechartert. Wir sind die erste deutsche Gruppe, die mit ihm zu einer Fahrt durchs halbe Afrika aufbrechen wird, 5742 Kilometer von der Südspitze des Kontinents bis Daressalam, schon fast am Äquator.

Die meisten von uns 60 Passagieren sind im vorgerückten Alter und schon viel herumgekommen, aber doch ein bisschen bang vor diesem Teil der Welt. Vor allem wegen der zwei Tage in Simbabwe machen manche sich Sorgen. Zu viel Schlimmes hört man über den einstigen Volkshelden Ro-

bert Mugabe, der sein reiches Land ruiniert hat.

Einer nach dem anderen werden wir ausgerufen, wie Gäste auf einem Ball. Die Hostessen geleiten uns mit riesigen Schirmen zu unserem Gleis, vorbei am alten Zitronenmann, der vergeblich auf Kundschaft wartet. Da steht unser Zug – dunkelgrün, vornehm und einen Kilometer lang. The Pride of Africa hat man ihn getauft. Das mag dann doch übertrieben sein. Aber er ist sicher der Stolz von Rohan Vos. Der südafrikanische Unternehmer, reich geworden im Schrottggeschäft, hat sein Vermögen auch wieder in Schrott angelegt. Er kaufte historische Lokomotiven und Waggons zusammen und renovierte sie nach seinem Traum von der guten alten Zeit. Es sollte ein Privatvergnügen sein – wie die alten Autos und Flugzeuge, mit denen Vos sonst unterwegs ist. Aber nun fährt Rovos Rail schon im zwanzigsten Jahr für jeden, der es sich leisten kann. Eine Suite halten die Angestellten auf jeder Tour frei, falls der Chef einmal zusteigen möchte.

Ich mache es mir bequem in meinem unverschämt großen Abteil. Chantell, das Zimmermädchen, zeigt mir die Einrichtung: den Safe, die Dusche, den beheizbaren Handtuchhalter, die Minibar. Ich frage nach ihren Dienstzeiten. Sie schaut mich verwundert an: „Immer“. Als wir losfahren, geht durch die Waggons ein Quietschen, als ob ein riesiges Akkordeon aufgezogen würde; die Schranktüren klappern im Takt. Am Anfang höre ich sie noch, die Melodie unserer Reise.

Die ersten Tage vergehen beschaulich. Manchmal halten wir für einen Ausflug. Aber die **eigentliche Attraktion ist, sich mit einer Tasse Tee aufs Bett zu legen und die Landschaft vorbeiziehen zu lassen.** Einmal passieren wir einen See, auf dessen Oberfläche ein rosa Teppich schwappt. Beim Näherkommen sehe ich, dass es keine Wasserrosen sind, sondern Tausende

Flamingos. Lichtstrahlen fallen durch Wolkenfetzen wie Spots auf ihr Gefieder. Zwei Fotografen hocken versunken neben den Gleisen. Ich glaube, sie bemerken uns gar nicht.

Zu tun gibt es an Bord nur wenig. Man kann vom Salonwagen im vorderen Teil zum Aussichtswagen hinten spazieren. Bei der Länge des Zuges ist man an die zehn Minuten unterwegs. Jeden Mittag und jeden Abend vollzieht sich das gleiche Ritual: Man hört ein Ding-Dang-Dong vom Gang, öffnet seine Abteiltür und sieht eins der Zimmermädchen, das vergnügt auf ein Xylofon einklöpelt. Essenszeit. Hintendrein folgt die Prozession der Hungrigen. Vorn gehen die Gebrechlichsten als Tempomacher. Bei den engen Korridoren wäre es rüpelhaft zu überholen.

Die eigentliche Attraktion ist, sich mit einer Tasse Tee aufs Bett zu legen und die Landschaft vorbeiziehen zu lassen.

In den zwei noblen Speisewagen späht dann jeder nach passender Gesellschaft. Schon komisch, wie sich Gruppen bilden. Mal verbindet Herkunft, mal Trinkfestigkeit oder Gesinnung, und immer die Buchungsklasse. Allgemeinen Unmut erregt die alte Dame aus der sündteuren Royal Suite, die mit versteinerner Miene die Reise über sich ergehen lässt. Weil sie nur selten mit anderen spricht, wird viel über sie geredet: „Die hat eine Badewanne mitten im Zimmer und nutzt sie nicht einmal.“

So ein Zug ist eine Röhre, da gibt es kein Ausweichen. Und gerade die Leute, die man nicht mag, trifft man andauernd wieder. In meinem Fall ist das der Schweizer. Ein lauter, leutseiliger Mann mit dem Gemüt eines trot-

zigen Kindes. Wenn man ihm etwas vorschreiben will, lacht er auf und tut es erst recht nicht. Rauchen nur im Raucherraum? Ha! Er setzt sich davor und raucht. Mobiltelefone und Computer bitte nur im Abteil? Ha! Er sucht den Zug nach dem besten Empfang ab und gibt uns Duckmäusern lautstark Sportergebnisse und Aktienkurse durch.

In Pretoria besuchen wir Rohan Vos auf seinem eigenen Bahnhof. Ein hochgewachsener Mann Anfang 60, dem man ansieht, dass er Untätigkeit hasst. „Vor Ihnen liegt ein Abenteuer“, sagt er. Die meisten seiner Kunden begnügen sich mit ein paar Tagen Südafrika. Wir aber folgen dem größten Wunschtraum der Eisenbahngeschichte: der Route vom Kap nach Kairo. Die Briten wollten sie erbauen, auf dem Höhepunkt der Kolonialzeit. Über sie sollten die Bodenschätze des Kontinents zu den Häfen am Mittelmeer und von dort nach England fließen. Für Afrika war es wohl besser, dass die Strecke nur halb fertig wurde. Vos sagt, viele Gleise stammten noch von damals und seien praktisch stillgelegt. „Wir wundern uns selbst, dass wir da nicht entgleisen. Erwarten Sie viel Klicki-Klacki und ein bisschen Bäng-Bäng.“

An das Rattern gewöhnen wir uns schnell. Manche sagen, sie schlafen schlechter, wenn der Zug nachts stehen bleibt. Und obwohl wir langsam fahren, wandelt die Landschaft sich im Zeitraffer. Auf den Kapstädter Winter folgt ein zaghafter Frühling im kargen Norden der Republik Südafrika. Erste Palmen rücken zwischen die Sträucher, die dürren Akazien und die Termitenhügel, die wie rachitische Riesenfinger meterhoch aus dem Sandboden ragen. Der Sommer kommt am sechsten Tag. Sommer ist, wenn man die Klimaanlage von heiß auf kalt stellt. Wenn die Landschaft hinterm Fenster sich von Blassgrün ins Gelbe verfärbt. Wir erreichen Botswana. Botswana ist ein reiches

Land, weil seine Bodenschätze erst nach der Unabhängigkeit gefunden wurden. Wir kommen durch Gaborone, die kleine Hauptstadt. Da haben sie einen Cricketclub und sogar eine Pferderennbahn. Die Frauen tragen gefärbte Ponys wie die schwarzen Popsängerinnen der sechziger Jahre. In den Straßen hängen Plakate: „Halte Botswana sauber!“, „Null Toleranz gegen Korruption!“ Über allem thronen die Wolkenkratzer der halbstaatlichen Diamantenhandelsgesellschaft.

Zugegeben, wir sehen nur eine Seite von Afrika. Genau genommen: die linke. Nach links gehen die Abteilfenster raus. Und da ist noch so viel mehr, von dem wir nichts mitbekommen. Wir bleiben ja immer unter uns. Der „Stolz von Afrika“ hat draußen keine Klinken. Die Serviceangestellten sind fast alle weiße Südafrikaner mit der undurchdringlichen Freundlichkeit von Fünfsternepersonal. Woran sollen wir erkennen, dass ausgerechnet das propere Botswana die höchste HIV-Rate der Welt hat? Jeder Dritte ist infiziert. Solche Dinge bringt man uns schonend in Bordvorträgen bei. Andreas Lappe, unser Reiseleiter, kennt auch

die andere Seite von Afrika. Einmal erzählt er uns, wie er hier das erste Mal unterwegs war. Mit dem Fahrrad! Ein Jahr lang, 25.000 Kilometer weit ist er aus dem Taunus bis nach Kapstadt gefahren. Er hat im Malariafieber gelegen, Bürgerkriegsopfer gesehen und in der Sahara den Tod erwartet. Und doch beschlossen, fortan in Afrika zu bleiben. Nach

Und da ist noch so viel mehr, von dem wir nichts mitbekommen. Der „Stolz von Afrika“ hat draußen keine Klinken.

dem Vortrag lächelt er uns Hinterglasabenteurern aufmunternd zu und sammelt die Hörhilfen ein.

Und dann also Simbabwe. Unser Kilometer Luxus hat die Schwelle zum Elend überschritten. Wir erreichen am Morgen des siebten Tages einen Ort mit dem netten Namen Plumtree. Die Abfertigung dauert vier Stunden lang. Uns Passagiere lassen

die Zöllner in Ruhe. Rovos Rail hat für die Grenzformalitäten eine Auswahl Geschenke an Bord. Für die Grenzstadt eines Landes, dessen Bewohner fliehen, wirkt Plumtree verblüffend gemütlich. Ein paar Leute flanieren die Geschäftsstraße am Bahnhof entlang. Erst nach einer Weile merke ich, dass es die gleichen Leute sind, die auf und ab gehen, immer auf und ab, wie Tiere in einem Käfig. Einer tippt auf den Geldautomaten der schmucken Bankfiliale ein. Er scheint nicht überrascht davon, dass nichts herauskommt.

Simbabwe hält einen traurigen Weltrekord: 11 Millionen Prozent Inflation. Es heißt, die Händler schrieben alle paar Stunden eine weitere Null hinter ihre Preise. Ob das wahr ist, bekomme ich nicht heraus, weil auch mit den Geschäften etwas nicht stimmt. Der Bata-Schuhladen, Draper's Hardware, die Total-Tankstelle sind noch am Mittag geschlossen. Beim genaueren Hinsehen erkenne ich, dass die Türen vernagelt sind. Auf dem Bahnsteig liegen zerrissene Geldscheine herum. Wir passieren verödetes Farmland und einen aufgegebenen Nationalpark. Andreas Lappe erzählt, wie es dort zugeht, seit die Regierung die

Foto: Lernidee



Ranger nicht mehr bezahlt: Hungrige Tiere überfallen umliegende Dörfer; hungrige Dorfbewohner jagen Tiere. Aber auch davon sehen wir natürlich nichts.

Wir sehen nur freundliche Menschen. Wo immer wir vorbeikommen, winken sie uns zu. Der Bahnpolizist, der lässig die Linke hebt, während die Rechte noch lässiger den Griff seines Schlagstocks knetet. Der Bauer, den ich für eine Vogelscheuche hielt, weil er so reglos auf seinem Acker stand. Ich frage Andreas Lappe, ob es solche Leute waren, die vor ein paar Jahren unter Kriegsgebrüll die weißen Farmer verjagten. Er denkt lang nach und sagt dann: „Wahrscheinlich“

Die Hälfte der Fahrt liegt jetzt hinter uns. Wir stehen an den Viktoriafällen, an der Grenze zu Sambia. Das grüne Wasser des Sambesi fällt in zähen Schuppen einen Kilometer herab und steigt als brodelnde Dampfwolke voller Regenbogen wieder empor. „Ein Bild, so schön, dass Engel im Flug es bestaunen“, schrieb der Missionar David Livingstone, der den Wasserfall 1855 nach seiner Königin benannte. Über die simbabwische Seite flog wohl schon lange kein Engel mehr. Auch die Touristen betrachten ihn lieber von Sambia aus, wo sie sich sicherer fühlen.

Aber die Andenkenverkäufer sind noch da, und sie stürzen sich auf uns mit dem Mut der Verzweiflung. Zum ersten Mal auf dieser Reise begegnet uns die andere Seite von Afrika. Wir werden bedrängt und angestarrt aus rot unterlaufenen, panischen Augen. Mittendrin ist auf einmal Rohan Vos, eingeflogen mit einem seiner Oldtimer-Flugzeuge. Fluchend vor Zorn hetzt er über den Bahnsteig. „Wenn ihr meine Passagiere belästigt, werde ich es euch zeigen.“

Einer der Händler kriegt mich zu fassen. Er streckt mir seine Giraffe entgegen, „selbst geschnitzt, sehr schön, Mister“. „Ich hab kein Geld“, sage ich. Ich habe wirklich keins bei mir; bei Rovos Rail ist ja alles inklusive. Na-



Foto: Lernidee

türlich glaubt er mir nicht. Er denkt, ich will handeln, und verlangt immer weniger für seine hässliche Giraffe, bis er am Ende nur noch bettelt. Ich finde ein Stück Seife und gebe es ihm; er gibt mir einen wertlosen Schein: 5 Milliarden simbabwische Dollar. „Mehr Seife!“, schreit er mir hinterher. Ich ziehe die klinkenlose Zugtür hinter mir zu und verkrieche mich in meiner Kabine. Mir fällt ein Lied von Bob Dylan ein: „It takes a lot to laugh, it takes a train to cry“.

Hinter der Brücke liegt Sambia. Sambia ist Bilderbuch-Afrika. Zwischen strohgedeckten runden Lehmhütten balancieren Frauen Krüge auf ihren Köpfen. Nun geht es los mit dem Bäng-Bäng, vor dem Rohan Vos uns gewarnt hat. Die Schienen sind hundert Jahre alt, und sie verlaufen nicht parallel. Unser Zug zittert, er ächzt und stampft, als sollten wir spüren, welche Strapazen er uns abnimmt. Durch Sambia fahren wir im Schrittempo.

Der Weg in den Speisewagen wird zum Hindernislauf. Jeder entwickelt seine eigene Technik. Meine Abteilnachbarin schwört auf Joggen. Ein Mann mit einem enormen Spitzbauch geht seitwärts, das polstert ihn ab. Ich bewege mich breitbeinig in Cow-

boymanier. Ich finde, das passt in die Landschaft.

Inzwischen habe ich es geschafft, alle 23 Tischweine zu probieren. Das Essen ist nicht mehr so gut wie am Anfang, was daran liegen mag, dass wir seit Pretoria von Vorräten zehren. Auf das Rezept für den Artischocken-Mandarinen-Salat mit Feta kam der Küchenchef sicher erst beim Anblick seiner eisernen Reserven. Mittlerweile habe ich einen festen Tischgefährten: ein früherer Gürtelhersteller aus Wuppertal, der die Landschaft so sorgsam studiert wie ein Techniker einen Bauplan. Manchmal wendet er sich mir zu und sagt etwas wie „Alles abgeknipst“. Dann schaue ich hinaus und merke, dass die Strommasten neben unseren Gleisen nicht mehr verbunden sind. Jemand hat die Kabel geklaut, über Hunderte Kilometer. Am Nebentisch empört man sich über den Schweizer. Der habe bettelnden Jugendlichen vom Aussichtswagen Geld zugeworfen. Es soll Schlägereien gegeben haben. Süßigkeiten, Spielzeug können sie teilen. Einen Dollarschein nicht.

Der offene Aussichtswagen ist unsere Nahtstelle mit Afrika. Einmal nachts, der Zug tankt Wasser, kommen irgendwoher aus der Dunkelheit Kinder. Erst nur ein paar, dann immer mehr. Wir sehen sie kaum – nur

ihre bunten T-Shirts und, wenn sie sprechen, dann auch ihre Zähne. Ich möchte so viel von ihnen wissen, dass ich den Mund nicht aufbekomme. Können sie verstehen, warum jemand um die halbe Welt fliegt, bloß um sich dort einzusperrern und rauszugucken? Sind wir für sie nur ein Wanderzirkus mit dicken alten Weißen? Geht es in Ordnung, dass wir in zwei Wochen mehr Geld verbubeln, als sie wohl zeit-lebens verdienen? Viel zu große, viel zu deutsche Fragen.

Stattdessen singen wir einander vor: unsere Nationalhymnen, unsere Volkslieder und zum Schluss gemeinsam Happy Birthday. Sie singen viel schöner als wir. Dann fährt der Zug an. Wir setzen uns wieder auf die Bank unseres Aussichtswagens und bestellen die nächste Runde Sekt. Die Kinder verschwinden in der schwarzen Nacht. Nur ihre Stimmen wehen uns eine Weile hinterher.

Wir erreichen Tansania, das ehemalige Deutsch-Ostafrika. Hier sind die Gleise wieder gut. Die Chinesen haben sie in den siebziger Jahren verlegt. Das Entwicklungshilfeprojekt sicherte nebenbei ihren Handelsweg zum sambischen Kupfer. Sie haben auch Bahnhöfe errichtet. Die sollte man Architekturstudenten zeigen, als Musterbeispiele dafür, was passiert, wenn man die Kundschaft erziehen will. Kalkweiß und kantig stehen die Klötze in der Savanne. Unter ihren Dächern nisten Vögel. Es fährt ja nur alle paar Tage ein Zug. Auf die Plastik-

stühle in Reih und Glied passten vielleicht maoistische Arbeitsbrigaden. Die Tansanier sitzen lieber draußen.

Beim Abendessen höre ich, wie Andreas Lappe der Zugchefin zuraunt, ein Passagier mache Probleme. Ich spitze die Ohren. Jawoll, der Schweizer. Ha!, denke ich. Zwei Wochen Zwangsgemeinschaft bringen nicht das Beste im Menschen hervor. Draußen setzt die Landschaft zum großen Finale an. Wir überqueren tiefe Täler mit Schlammflüssen auf ihrem Grund. Das Wasser lässt alles ergrünen, wobei „grün“ hier heißt: grün, gelb und rot, alle Jahreszeiten durcheinander. Die Hügel stehen voller Bananensaaten, Kokospalmen, Papaya- und Affenbrotbäume. Wie ein Lindwurm windet sich unser Zug immer tiefer in den Dschungel.

Am letzten Tag klebe ich am Fenster, bis mir schwindlig wird. Bewegen wir uns überhaupt? Oder sind wir der ruhende Punkt, und dieser Kontinent schiebt sich seit zwei Wochen an uns vorbei? Im Zimmersafe liegt noch meine Beute, die 5 Milliarden Dollar. Ich wollte sie eigentlich dort vergessen und stecke sie dann doch ein. Den Schweizer habe ich lang nicht mehr gesehen. Sie werden ihm doch keinen Stubenarrest erteilt haben? Beinahe fehlt er mir.

Unsere Ankunft in Daressalam ist kein Ankommen, mehr ein Anhalten. Die Melodie hat aufgehört zu spielen. Kein Klicki-Klacki mehr und kein

Bäng-Bäng. Keiner mehr, der Lust hat, uns zuzuwinken. Auf einmal ist Afrika wieder schwül, laut und ein bisschen bedrohlich. Wie einfühlsam, dass Rovos Rail uns nicht ohne Ausklang entlässt. Am Bahnsteig werden wir wie Staatsgäste mit Blasmusik empfangen. Die tansanische Polizeikapelle spielt La Paloma und Alte Kameraden von vergilbten Partituren. Die stammen wohl noch von den Deutschen.

Wir nehmen Abschied, jeder auf seine Art. Manche tanzen auf dem Bahnsteig. Andere schütteln jedem Rovos-Angestellten dankbar die Hand. Die alte Dame aus der Royal Suite schaut steinern wie immer, aber sie wischt sich die Augen. Da ist ja auch wieder der Schweizer. Er trägt all die Schnitzereien heraus, die er an den Viktori-fällen gekauft hat. Und brummt was von „so günstig nie wieder“. Der bisse sich lieber auf die Zunge als zuzugeben, dass er Mitleid hatte. Mein Wuppertaler Tischgefährte überlegt bis zuletzt, ob er mit diesem Zug nicht gleich wieder nach Kapstadt zurückfahren soll: „Die Kabinfenster gehen ja dann zur anderen Seite hinaus.“ Schwer, ihm da etwas zu raten. Ich glaube, es ist leichter, von manchem nur die Hälfte zu sehen.



Mit „Afrika in einem Zug“, veröffentlicht am 30. Oktober 08 in der Zeit, kam Michael Allmaier ins Finale

uschi Liebl pr

Besuchen Sie unser umfangreiches

Presseportal
www.liebl-presse.de
oder
www.liebl-pr.de

adina apartment hotels
aspens/snowmass - colorado
attika reisen
bayerische zugspitzbahn bergbahn ag
el gouna - red sea
franklyn hotels (ehem. stein hotels)
gstaad/saananland
hotel hohentauern - südtirol
hotel le royal mansour marrakech - marokko
hotel schloss pichlarn - österreich
kempinski hotel adriatic - istrien
kempinski hotel dukess' palace - brügge
lykiagroup - türkei
one&only resorts
schloss fuschl resort - österreich
tourism victoria - australien
tourism western australia



emil-geis-strasse 1, 81379 münchen, germany t. 49.89.724.029.20 f. 49.89.724.029.19 info@liebl-pr.de

Liechtenstein: Auf der hohen Kante

Was außer Steuer hinterziehen spricht noch für den Zwergstaat?

Steuern hinterziehen und billig tanken: Sind das wirklich die einzigen Gründe, nach Liechtenstein zu fahren? Ein Kontrollbesuch

Ich war schon einmal in Liechtenstein, das müße etwa 10.000 Kilometer her sein, zum Tanken. Bis dahin wusste ich so gut wie nichts über das Land, ich hätte sogar meine rechte Hand darauf verwettet, dass es sich nur mit i wie „Licht“ schreibt, und es anschließend mit der verbleibenden Linken auf einer Europakarte in der Nähe des Lago Maggiore eingezeichnet. Dafür wäre es zur Freude der Liechtensteiner mindestens dreimal so groß gewesen.

Vom Tankausflug selbst ist mir nur ein rundes Schild mit Wappen in Erinnerung geblieben, das im Vorbeifahren zunächst wirkte wie eine Werbung für Feldschlösschen-Bier; das war die Grenze. Hinter dieser veränderte sich dann außer den Kennzeichen der Autos wenig. Die Währung blieb gleich (weiterhin Schweizer Franken), genau wie die Landschaft (weiterhin Rhein links, Berge rechts) und das Schweizerdeutsch (weiterhin unverständlich). Ich wollte noch einmal nach Liechtenstein. Denn seit der Finanzaffäre frage ich mich, ob Steuern hinterziehen und billig tanken wirklich als einzige Reisegründe für Liechtenstein sprechen.

Der Hauptort Liechtensteins heißt Vaduz, 5000 Einwohner groß. Kaum angekommen, befallen mich Zweifel: Vielleicht ist der Zeitpunkt für einen Besuch etwas unglücklich gewählt; die Nerven sind angespannt im Fürstentum. Im Café Amann scheint die Frage nach der Spezialität des Hauses bereits in die gleiche Brisanzstufe wie die nach geheimen Konten

aufgerückt zu sein. Jedenfalls sieht sich die Bedienung zu Geheimhaltung verpflichtet, klappt die türkis geschminkten Augenlider puppengleich herunter und sagt mit einem Stöhnen: „Es schmeckt alles gleich gut hier!“ Am Nachbartisch sitzen drei ältere Damen auf fliederfarbenen Stühlen, blicken durch identische Brillen auf identische Torte und monieren: „Draußen ist der Teufel los!“

Vom Teufel haben Liechtensteiner Seniorinnen eine Vorstellung, die wesentlich vom Teufelsbild anderer Kulturen abweicht. In Vaduz bezeichnet

Das Schloss des Fürsten ist das imposanteste Gebäude von Vaduz. Weht die Fahne überm Schloss, bedeutet das: Fürst da.

es an diesem Tag Kleingruppen aus zumeist drei Personen. Fernsightings sind es, die sich vor dem kubusförmigen Kunstmuseum aus schwarzem Basalt postieren und die wenigen Touristen befragen, was ihnen zu Liechtenstein einfallt, „jetzt mal außer Steuerhinterziehung, natürlich“. Die Einheimischen verlangsamten da neugierig ihren Schritt, weil sie am liebsten sofort selbst vor die Kamera treten und im Quiztempo runterrattern würden: Grauspitz, höchster Berg (2599 Meter), elf Ortschaften, Jahresdurchschnittstemperatur 10,4 Grad, 35.168 Einwohner, Arbeitslosenquote 3,3 Prozent, keine Staatsschulden, 10 Prozent Siedlungsfläche, umgerechnet auf die Einwohner das höchstindustrialisierte Land der Welt, eine Rolltreppe. Ausländer tun

sich dagegen schwer. Den vermutlich kürzesten O-Ton gebe ich. „Keine Interviews!“, sage ich und winke ab, was so verdächtig erscheint, dass mir der Kameramann hinterher schwenkt.

Eine Zeit lang schlendere ich durch Vaduz. Die Fußgängerzone ist enttäuschend, ein bisschen wie ein Outlet-Center mit Kundenmangel. Dafür gibt es viele Parkplätze und für die vereinsbegeisterten Liechtensteiner genügend Versammlungsfläche. Im Vaduzer-Saal, zum Beispiel, ereiferte sich noch kurz zuvor Erbprinz Alois in einer Pressekonferenz über Deutschland. Dabei sind die Liechtensteiner eigentlich ein friedliebendes Volk. 1866 zogen sie das letzte Mal in den Krieg, mit 80 Mann rückten sie gegen die Italiener aus. Mit 81 Mann kehrten sie heim – unterwegs hatte man sich angefreundet. Kurz darauf löste der Fürst seine Armee auf; heute schießt der Liechtensteiner allenfalls noch mit Schneekanonen.

Das Schloss des Fürsten ist zweifelsfrei das imposanteste Gebäude von Vaduz, auf einem Felsvorsprung thront es über der Stadt. Noch immer wohnt die gesamte Regentenfamilie in dem über 800 Jahre alten Gebäude. Weht die Fahne überm Schloss, bedeutet das: Fürst da. Fahne runter: Fürst weg. Oder, wie heute, Baukran überm Schloss: Fürst baut.

Zu besichtigen ist die Anlage nicht, aber ein hübscher, von gefrorenen Rinnsalen überzogener Weg führt zu ihr hinauf. Von dort fällt der Blick auf den silbrig schimmernden Rhein und schneebedeckte Berge, über denen die Kondensstreifen der Flugzeuge wie straff gespannte Girlanden hängen.

Das Land scheint schöner zu sein als der Hauptort, denke ich. Daher fahre ich kurz darauf vorsichtig und den

Kopf weit übers Steuer gereckt stadtauswärts; schließlich will man nicht versehentlich einen der Kameramänner überfahren, die auf den Straßen knien, um die Logos und Namenszüge der Banken abzufilmen.

Mein Ausflug verliert leider schnell an Reiz, da ich mich kaum als Urlauber, sondern eher wie im Besuchsprogramm für Wirtschaftsdelegierte fühle – wo ich malerisches Alpenpanorama erwartet hatte, sehe ich nur gewaltige Hallenkomplexe, und statt zu jahrhundertealten Sehenswürdigkeiten führen die Wegweiser am Straßenrand zu Liechtensteins Attraktionen der Moderne – Hilti, Hermaplast, Ivoclar Vivadent.

Da ich die Kleinheit des Landes unterschätzt habe (24,8 Kilometer lang, maximal 12,4 Kilometer breit), stehe ich knapp zwei Stunden später wieder an meinem Ausgangspunkt. Erneut spaziere ich im Zentrum von Vaduz umher. Als ich nach 30 Minuten zum vermutlich zwölften Mal an Urs Portmann, Cigars & Tabac, und dem Unterwäschegeschäft Palmers vorbeigehe und schon kurz davor bin, mir einen BH zu kaufen, setze ich mich etwas ratlos in ein Bistro. Um mich herum gebräunte John-de-Mol-Doppelgänger und junge Damen im Business-Kostüm. Kurz liebäugle ich mit dem Champagner Fondée, von dem es in der Karte heißt: „Die Flasche wird im Neopren-Anzug serviert.“ Auf Nachfrage erfahre ich, dass der Champagner und nicht die Bedienung den Anzug trägt, daher entscheide ich mich für einen Kaffee. Der hat die ausreichende Größe, um zum Schluss zu kommen: Für mein weiteres Programm brauche ich professionelle Beratung.

Der Teufel ist in Vaduz nicht überall los, vor allem nicht dort, wo ihn Liechtensteiner eventuell gern sehen würden. In der Touristen-Information scheint er sogar in Tiefschlaf versunken. Dabei drücke sie an manchen Sommertagen mehr als 400 Besu-



Schloß Vaduz

chern den Landesstempel in den Reisepass, erzählt die junge Dame hinterm Tresen; zum vermutlich begehrtesten Souvenir des Landes ist der Stempel geworden, seit es ihn an der Grenze nicht mehr gibt. Wie viele sie heute schon vergeben habe? Da rollen die Augen der Dame einmal nach links und einmal nach rechts. „Keinen“, sagt sie dann. Nachweise, in Liechtenstein gewesen zu sein, möchte man derzeit offenbar lieber loswerden als bekommen.

Dabei hat es der Tourismus im Land schon ohne Steuerskandal schwer genug: Statistisch gesehen, bleibt jeder Besucher knapp zwei Tage. Den Schnitt senken vor allem die Busgruppen, die auf ihrer Durchreise von Österreich in die Schweiz nicht selten nur eine halbe Stunde Aufenthalt einplanen. Auf Toilette gehen, Stempel

holen, weiterfahren. Aber auch von Prominenten profitiert das Land nur begrenzt: Johann Wolfgang von Goethe, zum Beispiel, verbrachte 1788 auf seiner Rückreise aus Italien lediglich eine Nacht in Vaduz (zudem nicht im Hotel, sondern kostenfrei beim Fürsten), während Papst Johannes Paul II. bei seinem Besuch 1985 sogar noch am selben Tag abreiste: morgens kommen, Predigt halten, Mittagessen, Gespräch mit Jugendlichen – dann Abreise. Ob mit oder ohne Stempel, ist ungeklärt.

Aber was soll der Besucher auch unternehmen im Land? „In Museen gehen!“, sagt die Tourismusedame, als sei sie sich selbst nicht sicher, und zeichnet auf dem Stadtplan die Orte ein, die ich anschließend in sturer Amüsierwilligkeit abarbeite: Landes- und Kunstmuseum, sogar im Brief-



geschminkten Lippen. Stattdessen Kinder, die beharrlich drängeln, weil ihnen ein Leben ohne Stoffbernhardiner mit Sonnenhut vom Kiosk unvorstellbar scheint.

Mit dem Sessellift fahre ich hinauf aufs Sareiserjoch, bis auf 2000 Meter Höhe, und dann – was für ein Panorama, was für ein Kontrast zur Tristesse im Tal: Fast zerbrechlich liegt Malbun am Fuß des gewaltigen alpinen Kessels, die Häuser wie willkürlich über Ebene und Hänge verteilt. Vereinzelt ragen Bäume aus dem Weiß, so zart aus der Distanz, als wären es in den Schnee gesteckte Zweige. Zwischen den Skifahrern, die im Robotergang Getränke und Suppenteller auf ihren Tablets jonglieren, suche ich mir auf der Berghütte einen Platz mit Aussicht, bekomme Kaiserschmarrn und Sonnenbrand und sitze lange und zufrieden da.

Zurück in Vaduz, kehre ich zum Abschluss meiner Reise im Adler ein, einem bodenständigen, traditionsreichen Gasthaus. Ich bestelle Käsknöpfe mit Apfelsmus. Sie schmecken ganz ausgezeichnet. Wäre ich vor Jahren schon mal in den Genuss gekommen, hätte ich wohl jedem Steuerhinterzieher geraten, sich freiwillig in Liechtenstein inhaftieren zu lassen. Denn weil es so klein und stets unterbelegt war, hatte das einzige Gefängnis des Landes noch bis vor Kurzem den Adler mit der Lieferung des Essens beauftragt. Nun wurde nicht à la carte gekocht, aber offenbar doch zur Zufriedenheit der Insassen. Von einem entflohenen Häftling erhielt der damalige Tourismusdirektor kurz nach dessen Ausbruch Post. „Meine Tage bei Ihnen waren die schönsten meines Lebens“, schrieb der Franzose. „Allerdings komme ich trotzdem nicht zurück.“

Mit der Reportage „Auf der hohen Kante“, erschienen am 28. Februar in der Zeit kam Markus Wolff ins Finale



Privat

markenmuseum verbringe ich so viel Zeit, bis ich die Welt nur noch umrahmt von Zacken sehe.

Meine Tour endet am Ski- und Wintersportmuseum, vor dem der grauhaarige Direktor wie ein arbeitsloser Liftwart in der Sonne sitzt. Auf drei Etagen hat Noldi Beck mit großen, schwieligen Händen zusammengetragen, was er in über 18 Jahren als Skirennfahrer, Skitester und Servicemann vom Liechtensteiner Ski-As Hanni Wenzel finden konnte – Schlittschuhe aus dem 19. Jahrhundert, Maschinen zum Biegen von Skispitzen, Schneeschuhe, Gletscherbrillen. Viele Fotos, einige auch aus Malbun, dem einzigen Wintersportort des Landes. „Den sollten Sie sich ansehen, ausgezeichnete Pisten!“, sagt Beck in dunklem, warmem Singsang. Ob ich mir irgendwo passende Ausrüstung

leihen könne, frage ich. Da stellt sich der Direktor unauffällig schützend vor Hanni Wenzels Olympia-Abfahrtsanzug. „Bekommen Sie alles vor Ort.“

Der Weg nach Malbun ist vielversprechend, ein Band aus nicht enden wollenden Serpentina. Den Ausblick ins Tal kann allerdings nur genießen, wer in einem PS-starken Auto unterwegs ist und sich nicht wie ich in würdeloser Jagd von einem Konvoi aus Mercedes und Porsche Cayenne den Berg hochtreiben lassen muss. Durch einen Tunnel auf die andere Seite der Berge und vorbei am beschaulichen Dorf Steeg, einer Ansammlung traditioneller Holzhäuser, dann endet die Straße auf etwa 1600 Metern. Malbun ist aber keineswegs so mondän, wie die Autos meiner Verfolger vermuten ließen. Keine Pelzjacken, keine

Es waren einmal zwei Weiße ...

Irgendwo in Afrika flüstert der Wind in den Mangroven am Fluss

Irgendwo in Afrika flüstert der Wind in den Mangroven am Fluss. Wunderheiler wohnen in den verwunschenen Wäldern. Die Sonne zaubert ein Leuchten in die Savanne. Andrea Jeska war unterwegs in Gambia: einem Land, in dem Geschichtenerzähler Erlebtes zu Liedern verweben.

„Alles begann, als zwei Weiße in unser Dorf kamen....“

Er heißt Madi Kouyate und ist ein Griot, ein Geschichtenerzähler. Wir trafen ihn auf unserer Reise durch Gambia. Was wir erlebten, würde er wohl so erzählen: Ich lud sie ein, wie man Fremde einlädt. „Willkommen in Gambia“, sang ich, „willkommen an der Küste des Lächelns.“

Wir setzten uns unter das Palmendach in der Mitte des Dorfes, wo die alten

Männer beraten und die Schicksalsfragen des Ortes entscheiden. Frauen kamen gelaufen, mit Kübeln voller Waschwasser auf dem Kopf. „Toubab, Toubab“, flüsterten die Kinder, Weiße, Weiße – und sie rückten immer näher, bis sie den Fremden an der Schulter hingen und auf deren Beinen saßen. Lange haben wir geredet und gelacht. Dann aßen wir Reis und Gemüse mit auf Mangoholz geräuchertem Fisch. Mein Name ist Madi Kouyate, ich bin ein Griot: Ein Griot singt von der Geschichte seines Volkes und verbreitet die Taten seines Herrn. Er erzählt von jenen Dingen, die den Menschen ausmachen – der Hoffnung, der Liebe, dem Scheitern. Von den Dingen, die die Toubab hier erlebten, will ich euch nun berichten. Denn die Weißen sahen mein Land, aber sie sahen es anders als ich.

Die Welt ist groß, und der Wahrheiten gibt es viele.

Als wir so im Schatten beieinander saßen, die Toubab und ich, erzählten sie auch von Banjul. Von den Stränden und großen Hotels, die sie in unserer Hauptstadt gesehen hatten. Vom Hafen, an dem die Fähren aus dem Senegal anlanden. Von jenen Fähren, die den Gambia-Fluss überqueren – mit hunderten von Menschen, einem bunten Teppich unserer Ethnien: den Fulbe, den Wolofs, den Mandinka, den Jola.

Ihr müsst wissen, die Dinge geschehen nicht aus Zufall. Meine Kora war ein wenig stumm geworden in letzter Zeit, ich brauchte neue Geschichten. Als ich die Weißen





von Banjul berichten hörte, beschloss ich, ihnen auf ihrer Reise zu folgen.

Eines nach dem anderen muss man erzählen. Der Löwe wächst auch nicht zuerst am Schwanz. Am ersten Tag fuhr ich mit den Toubab in den Makasutuwald im Westen des Landes. Früher herrschte dort der Teufel, und niemand traute sich hinein. Dann kamen die Engländer, verscheuchten den Teufel, kauften den Wald und bauten dort eine Lodge. Heute leben auch meine Leute wieder hier, doch verwunschen ist dieser Ort noch immer.

„Seht den Pfirsichbaum“, sagte ich. „Nehmt von seiner Rinde, dann habt ihr Heilung gegen Schmerzen im Bauch. Seht die Früchte des Baobab, sie sind gut für die Nieren. Und seht die Hügel der Termiten. Wenn ihr im Busch verloren geht, dann grabt dort, denn dort gibt es Wasser.“ Wir gingen durch den Wald, bis wir zu einer Hütte kamen. Eine arme Hütte war dies, man sah ihr keinen Reichtum an. „Seht Papa Sang Jatta“, sagte ich, „unseren großen Marabu. Er ist ein Gelehrter, ein Weiser, ein Wahrsager, ein Heiler. Er ist die Säule unserer Kultur. Er kennt die Zukunft und kann die Vergangenheit heilen.“

Dann habe ich die Toubab gefragt, ob sie ihre Zukunft hören wollen. Aber sie lächelten jenes seltsame Weißenlächeln, das immer auf ihren Gesichtern liegt, wenn ihnen der Glaube fehlt. Der Verstand der Weißen folgt einer Sache, die nennen sie Vernunft. Sie reden schnell und direkt. Sie fragen nicht erst nach der Gesundheit, dem Wohlbefinden der Familie und dem Stand des Glücks. Sie sagen nicht Amen, wenn etwas gut ist, sie preisen niemanden dafür. Sie wissen nicht, dass alles miteinander verknüpft ist. Jedermanns Schicksal mit dem eines anderen. Das Gestern mit dem Morgen. Und die Weisheit der Alten mit der Tiefe, aus der das Leben kommt.

An einem Tag folgten wir den Austernfischerinnen in einem Einboot. Ich paddelte, denn den Weißen soll man nicht zu viel zutrauen. Zwar

waren wir noch im salzigen Teil des Gambia-Flusses, wo es keine Krokodile gibt, aber man weiß ja nie. Ich jedenfalls kann nicht schwimmen. Unter den Ästen der Mangroven war es schattig, und wir glitten ruhig dahin. Sie hielten sich an den Ästen fest. Ungeschickt waren ihre Hände, mit denen sie das Messer führten, um die Austern von den Mangrovenwurzeln zu schlagen; aber glücklich ihr Lächeln. Manchmal stieg ein Reiher auf, man hörte das Wispern der Schlammwürmer.

„Madi“, sagten die Toubab, „wie lange fischen die Frauen?“ – „Bis sie genug haben“, erwiderte ich. „Für sich, ihre Familie und für den Verkauf auf dem Markt.“ – „Was verdienen die Frauen an einem Kilo?“ – „Sie verdienen so viel, wie ihnen der Käufer gibt.“ – „Und

Der Verstand der Weißen folgt einer Sache, die nennen sie Vernunft. Sie wissen nicht, dass alles miteinander verknüpft ist.

wie lange brauchen sie, bis sie das Fleisch aus den Schalen gepult haben?“ – „So lange, wie es dauert.“

Als wir den Fluss hinauf bis nach Mandinary fuhren, war es heiß dort. Die Kinder, die uns hinterherliefen und Mangos schenken wollten, jammerten, weil ihnen der Sand die Fußsohlen verbrannte. Im letzten Haus im Dorf wohnt Basidy Badjie. „Basidy“, sagte ich, „erkläre den Toubab, wie die Familie hier funktioniert“, und Basidy erzählte von seinen 15 Geschwistern und seinem alten Vater, der nicht lesen kann, aber die meisten seiner Kinder zur Schule schickte. Er zeigte uns die Zimmer der drei Frauen des Vaters, die dort mit ihren Kindern in einem Bett schliefen, und er führte uns zu jenem alten Vater, dessen Wort auch seinen erwachsenen Söhnen

noch Gesetz ist. „Wie lebt ihr mit so vielen Kindern?“, fragten meine Toubab. „Wir können nur in der Gemeinschaft überleben“, sagte Basidy. „Nur zusammen schaffen wir die Ernte und das erneute Säen.“ – „Wie werdet ihr in Zukunft leben?“ – „So wie immer. Von Mais, von Sorghum, von Allahs Gnade. Wir werden weniger Kinder haben, denn Kinder brauchen Bildung. Und Bildung ist teuer.“

Die Toubab redeten noch lange über diese afrikanische Gemeinschaft, über Segen und Fluch von Großfamilien. „Meine Freunde“, sagte ich, „ein Baum kann besser überleben, wenn er allein steht, weil er alles Wasser für sich hat. Aber ein Mensch, der allein steht, dem nützt es nichts, alles für sich zu haben. Er wird dennoch einsam sein.“

Kommt mit mir nach Kanilai, in das Dorf unseres Präsidenten, sagte ich. Dort ist er geboren, dort verbringt er viel Zeit. Ich hatte gedacht, meine Toubab würden sich freuen. Für Touristen gibt es hier den Tierpark unseres Präsidenten. Doch die Toubab lachten darüber. Tatsächlich begegnete uns nur ein lahmes Kamel, der Löwe lag depressiv im Gras. Befremdet betrachteten sie die vielen Soldaten, die den Präsidenten schützen, und die Panzer und den Palast. Sie sagten, all das sei wie in einem Bürgerkriegsfilm. „Ach, Afrika“, sagten sie, und ich sagte: „Ach, Toubab.“

Wir reisten weiter entlang des Südufers, wo der neue Asphalt den Sand noch nicht bedeckt und ein Fahrzeug länger braucht als ein Mann auf einem Esel reitend. Mein Land ist klein, an beiden Ufern nur so breit, wie die Kanonenkugeln der Engländer reichten. Und hinter beiden Grenzen liegt der Senegal, wir sind umschlossen davon. Weil es unsere ethnischen Brüder sind, leben wir in Frieden.

Wir reisten in einem Wagen, in dem man weich saß. Ich liebte das Auto, die Weißen liebten den Fluss. Wenn sie an einem seiner Ufer standen und

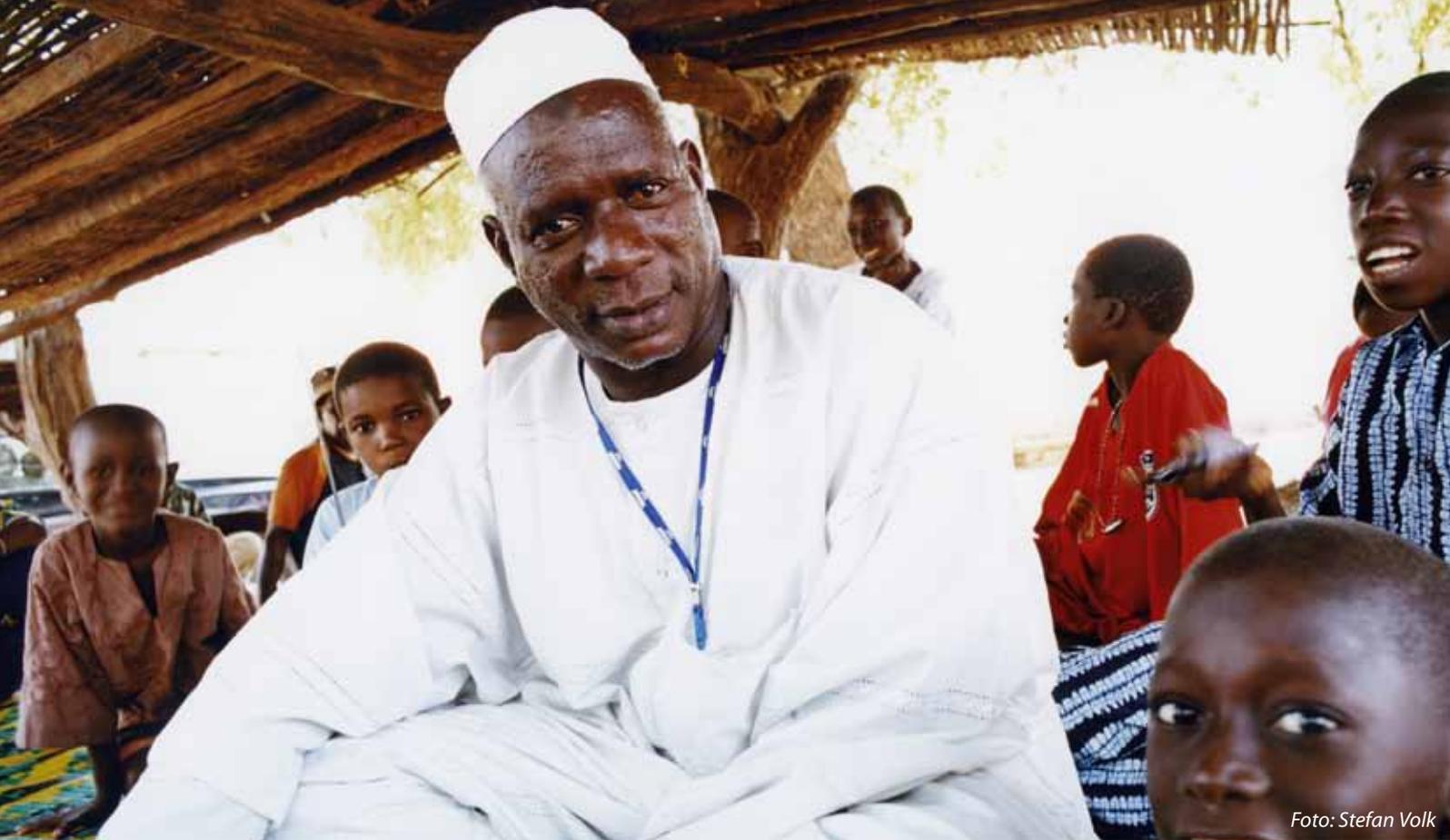


Foto: Stefan Volk

auf die nächste Fähre warteten, dann war Freiheit in ihren Gesichtern. Mit uns setzten über: fliegende Tuchhändler, hochhackige Schönheiten aus dem Senegal. Muskelbepackte junge Männer, die vielleicht auf der anderen Seite des Flusses ihr Glück suchten. Schuhputzer und Fischer mit groben Händen. An den Fähren lernten meine weißen Freunde das Warten. Wie die Afrikaner hockten sie auf den Fersen und ließen der Zeit ihren Lauf.

Am vierten Tag kamen wir nach Farafenni. Längst hatten wir die Mangroven und Salzsümpfe hinter uns gelassen. Ich pries den Toubab die Abend- und Morgenschönheit der Savanne, die Affenbrotbäume, die Kapok-Riesen mit ihren dicken Stämmen und filigranen Blättern; und sie stimmten mir zu. Nicht nur mit einem Nicken, sondern auch mit dem Herzen.

Wir wanderten über den Markt von Farafenni, bis der Geruch der Gewürze und der Seifen unsere Haut überzogen hatte. Die Toubab staunten über die bunten Stoffe der Händler, die Kleider unserer Frauen, die Düfte

unseres Marktes. Die Händler legten Stoffe und Goldschmuck über sie, sie wehrten ab, und am Ende lachten alle. Es war ein Spiel, und es freute mich, dass die Weißen lernten, wie gern Afrika spielt. So, wie sie lernten, Geduld zu haben, langsamer zu gehen. „Eure Zeit oder GMT?“, fragte ich, wenn wir uns verabredeten: „GMT, das heißt Gambia Maybe Time.“ Schon nach wenigen Tagen entschieden sie sich für GMT.

In Farafenni saßen die Toubab lange am Ufer, tranken Tee und plauderten mit den Händlern. Die Gambianer sind freundliche Menschen. Wenn wir jemandem begegnen, dann grüßen wir ihn. „How are you“, sagen wir. Oder „Ça va“, wenn jemand aus dem Senegal kommt.

Die Toubab hatten auf viele „How are you“ zu antworten und in Farafenni auch auf viele „Ça va“.

Ihr müsst wissen, dass es in Gambia viele Leute gibt, die sich den Weißen andienen. Die ihnen ihr Dorf zeigen, sie auf ihrer Reise begleiten oder ihnen Sachen verkaufen wollen. Die Toubab haben gelernt, dass man betelnden Afrikanern nichts geben soll,

also sagen meine Leute: Bitte kauf mir einen Fußball. Oder: Wir machen ein Schulprojekt. Wir nennen diese Männer Bumster, Schnorrer.

„Madi“, sagten die Toubab, „die Bumster schaden dem Tourismus.“ „Ihr habt recht“, erwiderte ich. „Aber diese jungen Männer sind arm, und die Weißen sind ihre Hoffnung. Sie hoffen auf einen Kontakt in Europa, sie hoffen auf einen Weißen, der ihnen so viele Dalassi in die Hand drückt, dass sie ein besseres Leben beginnen können.“

Nach Basse Santa Su verirrt sich kaum ein Tourist, die Stadt liegt im äußersten Osten meines Landes. In Basse Santa Su ist der breite Strom längst ein schmaler Fluss geworden, und sein Wasser ist süß. Hippos tauchen mit den Köpfen aus dem Wasser, Affen tollten an den Ufern. Es war so heiß, dass wir unter das Strohmattendach eines Restaurants flüchteten. Wir aßen Reis mit Huhn, wie jeden Tag. „Freunde“, habe ich gesagt, „macht es euch nichts, dass wir Tag für Tag Huhn essen?“

Aber sie sagten, sie wollten das wirkliche Gambia finden. Verrückt, finde ich. Ebenso verrückt wie die Idee,

mit dem Buschtaxi zu fahren. Wo wir so ein bequemes Auto hatten. Aber nein, sie wollten sich in einen dieser Busse quetschen, an denen der Motor altersschwach ist und die Federung seit zehn Jahren kaputt.

Drei Passagiere waren bei unserer Ankunft da, mit uns weitere drei. Der Fahrer aber wollte 20 Passagiere haben, bevor er losfuhr – und das in einem Dorf, das selbst mir wie das Ende der Welt erschien. „Mein Freund“, sagte ich zu ihm, „da können wir ja warten, bis die Antilope den Löwen jagt.“ Er aber ließ sich nicht erweichen.

Drei Stunden oder noch mehr saßen wir im Schatten eines Baumes, tranken Tee, wieder Tee und spendierten auch Tee für die drei Frauen, die mit uns warteten. „Die Frauen sagen, ich soll euch danken und euch Segen wünschen“, übersetzte ich. „Möge Allah mit euch sein und euch begleiten auf eurer Reise.“ – „Amen“, sagten die Toubab, und daran sah ich wieder, sie hatten gelernt. Irgendwann fuhr der Bus dann, mit 15 Passagieren. Zweimal wechselte der Fahrer unterwegs den Reifen. Dreimal hielten wir, um anderen beim Reifenwechsel zu helfen. Die Toubab aber waren fröhlich. Die letzten Kilometer gingen sie zu Fuß durch die Savanne und balancierten ihre Flaschen auf dem Kopf.

Wir Gambier sind stolz auf Juffure, denn unser berühmtester Sohn stammt von dort. Er hieß Kunta Kinte und war ein junger Mandinka-Sklave.

Man hatte ihn nach Amerika verschleppt. Nur in Juffure kannte man seinen Namen noch, bis eines Tages ein amerikanischer Schriftsteller namens Haley kam und in der Familie Kinte seine Vorfahren fand. Er schrieb ein Buch darüber, und seither ist Juffure weltbekannt. Aber meinen Toubab gefiel der Ort nicht. Sie ärgerten sich über die Souvenirhändler. Sie wollten auch die Nachfahrin von Kunta Kinte

Aber sie sagten, sie wollten das wirkliche Gambia finden. Verrückt, finde ich. Ebenso verrückt wie die Idee mit dem Buschtaxi.

nicht fotografieren. „Sie ist bestimmt eine nette Frau, Madi“, sagten sie. „Aber wir möchten kein Touristenfoto einer Sklavenzeit-Überlebenden.“

Wir fuhren nach Jangjangbureh, und dort waren sie endlich zufrieden. Sie saßen am Ufer und wollten nichts mehr. Vielleicht wegen der Meerkatzen, die vor ihren Füßen tollten und ihnen jede Mahlzeit stahlen. Vielleicht, weil es ein so stiller Ort war. Der Fluss war träge, der Fährmann auch, die Blätter der Bäume säuselten im Wind.

In Jangjangbureh kamen die Toubab auf die Idee, sich beim Schneider ein Kleid nach afrikanischem Muster

schneidern zu lassen. Hier sind fünf Schneider, sie sitzen auf dem kleinen Markt, auch dann noch, wenn die Dunkelheit sich ausgebreitet hat. Dass man sich im Licht der Funzeln die Augen verderbe, sagten die Toubab, und ich verkniff mir zu sagen, dass ein ruiniertes Augenlicht allemal besser ist als ein hungriger Magen. Als die Toubab vermessen wurden, eilten alle aus dem Dorf herbei und sahen diesem Spektakel zu. Des Schneiders ruiniertes Augenlicht reichte nicht, um die Zahlen vom Maßband abzulesen. Die Toubab schrieben sie ihm auf, und alle lachten, wie man lacht in Gambia, wenn das Leben komisch ist.

Das war unsere Reise. Meine Kora ist nicht mehr stumm. Gepriesen seien die Bäume, die so verschieden sind und dennoch nebeneinander wachsen, sich Erde und Wasser teilen. Fo waati koteng, auf Wiedersehen in Gambia. Kommt, wenn ihr mit eigenen Augen sehen wollt, was ich erzähle. Und in dieser Geschichte, das schwöre ich bei meiner Zunge, ist keine Lüge. Nur die Wahrheit habe ich euch berichtet.

Mit „Gambia – Alles begann als zwei Weiße in unser Dorf kamen“, erschienen im Januar 08 in Brigitte, holte sich Andrea Jeske den Goldenen Columbus.



Privat

Auf nach Australien!
Zu den Inseln des Great Barrier Reef

QUEENSLAND
Australia
www.queensland-australia.eu

ISLANDS
OF THE GREAT BARRIER REEF

Whitehaven Beach, WhiteSunday Islands



Foto: Elke Michel

Karma mal machen - aber richtig

Immer mit der Ruhe: Mit dem Karma-Taxi durch London

Eigentlich ist meine Lage einfach zu beschreiben: Ich wurde gerade als indische Filmdiva wiedergeboren, allerdings in London, und fahre jetzt in einem Taxi durch den Stadtteil Notting Hill.

Die Leute auf der Straße denken, ich sei Kate Moss. Mein Fahrer wiederum ist ein Buddhist, der jüdisch erzogen wurde – und unser Auto stammt aus Indien, hat aber brasilianische Hupen. Falls es einen buddhistischen Fachbegriff für das alles gibt, er dürfte „Karma-Chaos“ lauten.

Verantwortlich für dieses Chaos ist, zumindest zum Teil, das Auto. Wir sind unterwegs in einem Karmataxi: einem indischen Wagen, Model Ambassador, an dessen Stoßstangen Stoffblu-

men wuchern; und innen drin Samt, goldene Borten, Perlen und Pailletten. Auf dem Armaturenbrett bewacht ein kleiner Metallefant mit besorgtem Blick ein Räucherstäbchen. Dazu dringen aus den Lautsprechern Klänge, die ich zunächst für Schiffshupen hielt – es handelt sich aber um tibetische Tempelmusik.

Eine Flotte solcher Wagen, die an Requisiten aus Bollywoodfilmen erinnern, gibt es seit ein paar Jahren in London. Hochzeitspaare buchen sie. Promis wie Kate Moss fordern sie für normale Taxifahrten an. Man kann sich darin aber auch herumkutschieren lassen und dabei mit dem Chauffeur philosophieren – der Reise ist wichtiger als die Ankunft, steht auf der Homepage des Unternehmens.

Als ich das las, hatte ich gedacht: Wenn schon Karma, dann aber richtig. Und telefonisch folgende Tour angefordert: „Drei Stunden, egal wohin und mit welchem Fahrer.“

Der Mann, den das Schicksal jetzt hinters Lenkrad gesetzt hat, ist 63 Jahre alt und trägt ein Gewand mit blau-weißem Zickzack-Muster. Eine Häkelmütze verdeckt die Glatze, eine Brille mit pinkfarbenen Gläsern die Augen. Der Mann heißt Tobias Moss und ist der Erfinder der Karmataxis. Er nennt sich auch „Swami Karma Drama“: „Swami ist ein religiöser Titel. Und Karma Drama, weil mein Leben ein Drama ist.“ Weil er in seiner Jugend auf einem LSD-Trip in Indien beschloss, mit dem geradlinigen Leben in London zu brechen – und darauf-



hin mehr als 30 Jahre durch die Welt tingelte.

Die Stimme des Herrn Karma Drama klingt freundlich, doch zunächst ist Vorsicht geboten: Karma, das weiß ich vom großen Google-Gott, ist das Gesetz von Ursache und Wirkung. Alles, was man in früheren oder diesem Leben tat, dachte oder fühlte, hat Folgen in der Zukunft. Mich dem Schicksal auszuliefern, war ein romantischer Plan – aber was, wenn ich einst Elisabeth Tudor war, und Tobias war Maria Stuart? Dafür, dass ich ihn damals enthaupten ließ, befördert der mich mit seinem Schlitten doch schneller ins nächste Leben, als ich „Ommm“ sagen kann!

Im Moment allerdings attackiert Tobias nur die brasilianischen Hupen unserer Bollywood-Schaukel. Dann ertönt draußen ein Wiehern, ein Tarzanschrei oder ein Pfeifen. Die Leute lachen, zwei Polizisten winken fröhlich; und ich finde es schön, dass mein Karma anderen Menschen Freude macht. Währenddessen deutet To-

bias auf ein paar Gebäude, an denen wir vorbei fahren: „Dort wohnt Annie Lennox.“ – „Da, dieses Haus gehört Claudia Schiffer!“

Die Idee mit den Taxis entstand, erzählt er nebenbei, als ein befreundeter

„Durch die Atmosphäre im Taxi werden die Leute locker, haben Spaß – genau das sollen sie. Wir fahren niemand, der es eilig hat.“

Restaurantbesitzer einen Fahrer für seine Gäste suchte. Tobias sprang ein, zunächst mit einem Mercedes. Auf einer Indienreise hatte er dann den Einfall, ein paar Ambassadors zu kaufen. Freunde dekorierten die Autos; er fand Fahrer mit ungewöhnlicher Vita, einen chinesischen Buddhisten, einen serbischen Dichter. Und hatte schnell Kunden: „Durch die

Atmosphäre im Taxi werden die Leute locker, haben Spaß – und genau das sollen sie. Wir fahren daher niemand, der es eilig hat. You can't hurry Krishna!“

Draußen reihen sich jetzt kleine Läden, Cafés und Antiquitätengeschäfte am Straßenrand, davor Marktstände. Wir sind im Zentrum von Notting Hill, der Portobello Road. Das Schicksal meint es gut mit mir – hier ist Londons bekanntester Floh- und Antikmarkt, ein schöner Ort zum Bummeln. Ich steige aus: An einem Stand plustert sich ein Tüll-Ballettrock auf, als wolle er ein Brautschleier werden. An einem anderen starren Sonnenbrillen mit Riesengläsern in ihre Zukunft. Es riecht muffig, hier im Zwischenreich für Klamotten, die auf ihr nächstes Leben warten.

Genau besehen haben nicht nur all diese Dinge mindestens ein Leben hinter sich. Auch Notting Hill hat schon einige Wiedergeburten durchgemacht – allein in den vergangenen Jahrzehnten: Nach dem zweiten



Fotos:Elke Michel, Montage: Florian Solcher

Weltkrieg war die Gegend ein Slum. In den fünfziger Jahren zogen Einwanderer aus der Karibik hierher, was zu Rassenkämpfen führte. Später bevölkerten Hippies und Musiker den Stadtteil; heute ist es das Viertel der Reichen und Schönen.

Warum aber hat das Schicksal mich nach Notting Hill geführt? War ich einst ein berühmter Musiker? Es wäre zum Beispiel nicht unangenehm, eine Reinkarnation von Jimi Hendrix zu sein, der starb hier 1970 im „Samarkand“-Hotel. „Tobias“, frage ich möglichst beiläufig, zurück im Taxi, „wie findet man heraus, wer man früher mal war?“ – „Es gibt spezielle Rückführungstherapeuten“, sagt er: „Bei deren Sitzungen hyperventilierst du, bis du den Körper verlässt. So hat man dann Zugang zum Unterbewussten aus früheren Existenzen. Du kannst alles gewesen sein, ein Mensch, ein Tier, ein Baum.“

Das heißt: Vielleicht stand ich auch nur als Cannabispflanze auf Jimi Hendrix' Fensterbank. Eine deprimierende

Vorstellung. Und meine Stimmung sinkt weiter, als Tobias einen Tarzanschrei hupt – und eine alte Lady am Straßenrand zusammenzuckt: Was passiert in unseren nächsten Leben, wenn die Dame einen Infarkt kriegt? Überhaupt, wie viel Karma haben wir mit dieser Tour für unsere Zukunft erzeugt? Wir haben vor Annie Lennox' Haus herumgehupt. Und keine Ahnung, wie viele Leute heute zu spät kamen, weil sie von unserem Krishnafreundlichen Tempo ausgebremst wurden.

Ausgerechnet jetzt fahren wir am Hyde Park entlang in Richtung Zentrum. Hier, an der nordöstlichen Ecke des Parks, war früher Londons wichtigster Hinrichtungsplatz. Mehr als 50.000 Menschen wurden hier im Laufe der Jahrhunderte gehängt; und 1661 zur Abschreckung auch mehrere „Königsmörder“, darunter Oliver Cromwell. Da der damals leider schon tot war, wurde er erst exhumiert, dann gehängt und anschließend

enthauptet. Man kann also nicht nur mehrmals wiedergeboren werden, sondern auch mehrfach ermordet.

Ist das ein Omen? Eine Warnung, wie unser Schicksal aussieht, wenn wir weiter fröhlich durch die Gegend fahren und Karma produzieren? Wir sollten anhalten! Gar nichts mehr machen. Nicht reden. Nicht einmal denken.

Doch zu spät, es gibt kein Entrinnen mehr aus dem ewigen Kreislauf von Ursache und Wirkung. Das Dumme an Karmataxis ist: Selbst wenn man anhält, nimmt man einem anderen noch den Parkplatz weg.

Mit „Immer mit der Ruhe: Mit dem Karma-Taxi durch London“, veröffentlicht am 16. November in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung erschrüb sich Elke Michel den Goldenen Columbus in der Kategorie Kurzfassung.



privat

Kann man hier auch in die Kirche gehen?

Der Petersdom – mehr Rummelplatz als Hort der Frömmigkeit

Das pompöseste Gotteshaus des Abendlandes zieht zu Tausenden Pilger aus aller Welt an. Sie betreten ein Theatrum Sacrum, stehen sich auf den Füßen und kehren beseligt zurück ans Tageslicht

Frühmorgens, wenn die Espressomaschinen noch kalt sind und auf dem Petersplatz nur das Rauschen der Brunnen zu hören ist, wenn die Obdachlosen in den Kolonnaden sich aus ihren Pappen schälen, wenn im Borgo jede Gasse noch dunkel, der Himmel mit der möwenumkreischten Kuppel mittendrin aber schon hell und vielversprechend ist – frühmorgens also, so um halb sieben, kreisen im Petersdom zwei kleine kompakte Putzmaschinen über den Marmor. Auf ihnen hocken, wie verschlafene Kutscher, zwei Angestellte der Domverwaltung, denen gegeben ist, was in zwei Meter hohen Lettern auf Goldgrund in der Kuppel steht: CLAVES, die Schlüssel, wenn nicht zum Himmel, so zumindest zur Pforte des Zentraldoms der Christenheit. Aber die bleibt noch zu. Erst wird gewischt. In der Sakristei zieht sich eine Gruppe von Schwarzen um, Bischöfe aus Benin beim Ad-limina-Besuch zwecks Berichterstattung aus den Bi-

stümern, der alle fünf Jahre fällig ist. Die märtyrerblutroten Messgewänder hängen noch unschuldig an einer Kleiderstange.

„Ha-a-leh-luu-ja ...“ Das kommt von draußen. Vorm Gitter stehen die Ersten, die Reinen, die Guten. Eine hagere Schwester in Sandalen und mit Rucksack eilt die Stufen hinauf, zu ihrer Besuchergruppe aus den USA. Hinter ihr ein Priester, von Rasierwasser umwölkt und mit seinem Brevier in der Hand. „Oremus“, steht darauf. Lasset uns beten. Die Amerikaner haben schon mal angefangen und singen in die jetzt hinter Tivoli über die Gennaro-Berge steigende Sonne hinein.

Ein Dominikaner wartet und ein asketischer, ein dünnes Stäbchen rauchender Bärtiger, der aussieht, als habe er die Nacht draußen verbracht. Am Kiosk des Osservatore Romano werden die neuesten Nachrichten ausgehängt: „Good news: God is merciful love!“ So steht es heute auf der englischen Ausgabe. Hinter dem Gitter hantiert nun ein Herr in hellem Anzug umständlich mit dem handtelergroßen Vorhängeschloss. Dann, beim ersten von sieben Glockenschlägen,

sind die Tore geöffnet, das Dutzend Frühbesucher eilt, hastig wie beim Schlussverkauf, durch die Vorhalle und zu den von übergewichtigen Putten gehaltenen Weihwasserbecken.

Schon werden Hostien umher getragen, aus der Sakristei erscheinen Priester und balancieren wie eilige Kellner Tablett vor sich her, mit Altarzubehör, Kelch, Hostienschale, Korporale. An den Beichtstühlen werden die Lampen angeschaltet, einer wurde kürzlich mit einem schlichten Zettel nachgerüstet: „Chinesisch“.

Ein junger italienischer Priester steht bestens gelaunt und ausgeschlafen am Grab von Johannes XXIII.: „Nach dem polnischen Papst schickte der heilige Geist Benedikt XVI., und es wurde wieder etwas leiser, wie im Chorgebet der Mönche.“ Zwei Dutzend Ältere mit gelben Halstüchern nicken, Johannes XXIII., il Papa buono, behält sein wächsernes Lächeln.



Die Sonne steht nun über Tivoli und wirft ihre ersten Strahlen direkt durch die Dompforte, flach über den Marmor auf den letzten Putzwagen, der hinter Berninis Baldachin kreuzt, 186 Meter weit zum leeren Thron Petri und dann auf St. Ambrosius, den Westkirchenvater, wo sie liegen bleiben. Wer jetzt, mit diesem Licht im Rücken, die Basilika betritt, den umgibt, egal ob Pilger oder Ketzer, eine goldene Aura, und er wirft seinen Schatten bis zum Allerheiligsten. 7.05 zeigt die Uhr, und schöner wird es lange nicht mehr werden.

Hinter einer Säule, gegenüber den hübschen Engelhintern am Grabmal Jakobs III., sitzen im Funzelllicht zwei Angestellte und reden über Dienstpläne, Fußball und andere Ungerechtigkeiten der Welt. Am Longinus-Pfeiler wartet die amerikanische Pilgertruppe auf den Einlass in die Unterwelt, das Grottenge-

wölbe, wo die Päpste bis zur Auferstehung zwischengelagert werden. Von unten herauf, durch die Bodenöffnung überm Grab von Pius XII., sind schon Stimmen zu hören, Murmeln, dann etwas Gregorianisches. Da unten ist um diese frühe Stunde mehr Betrieb als oben in der Basilika. Am Petrusgrab, dem heiligsten Fleck Roms, stehen die Bischöfe aus Benin und feiern die Eucharistie. Einen Altar weiter knien die Pilger aus Polen, Spanisch ist zu hören, Italienisch, Deutsch und nochmals Polnisch. Etwas entfernt sitzt ein Wärter an einer einfachen Grabplatte, in Begleitung zweier sich regelmäßig von links nach rechts und zurück drehender Ventilatoren. Eine Rose, in Stanniol gewickelt, liegt einsam auf dem Stein. Morgens nach sieben ist der einzige Moment, Johannes Paul II. ganz für sich allein zu haben. Das bronzene Licht hat sich oben im Mittelschiff inzwischen stark ver-

silbert. Eine erste Gruppe Pilgertouristen kommt auf ihren Sneakers herangequatscht, die Frauen etwas zu blond und zu eng die Dreiviertelhosen, die Männer fleischig, mit praktischen Essbeuteln behängt und in alle Richtungen blitzend.

Pilger aus den neuen EU-Beitrittsgebieten und deswegen doppelt fromm. „Cattedra? – Avanti! – Da ist jetzt die Polengruppe“, quäkt das Walkie-Talkie. Oben auf dem Zwischendeck zur Kuppel faucht nun auch die Kaffeemaschine der kleinen Cafeteria. Am Fuße der Treppe zur Kuppel steht derweil ein Herr und entwertet mit einer Schaffnerzange die Biglietti, zwei Kollegen sitzen im Kassenhäuschen. Vielleicht hätte es auch einer getan, aber die Jobs in St. Peter sind begehrt, weil krisenfest. Wer im Vatikan auf der Lohnliste steht, ist



laut Lateranverträgen von aller Steuerlast befreit. Und außerdem berechtigt, im Supermarkt Biomilch aus den päpstlichen Stallungen in Castel Gandolfo zu kaufen.

In manchen römischen Familien werden daher St.-Petrus-Ämter ebenso weitergereicht wie Kardinalstitel in anderen. Die Nachkommen jenes Seemanns namens Bresca, der im Jahr 1586 beim Aufstellen des Obeliskens trotz Schweigegebots ausrief: „Wasser auf die Seile!“ und damit eine Katastrophe verhinderte, diese Nachkommen haben bis zum heutigen Tage das päpstliche Privileg, am Palmsonntag Palmzweige zu verkaufen.

„Eltere Besucher und Herzkranken“ werden aufgefordert, den Lift hinauf zur Kuppel zu nehmen. Vom Kuppelkranz ist zu sehen, wie sich tief unten auf dem Petersplatz die Schlange bildet, innerhalb weniger Minuten ist sie von dem nördlichen Pilgerbrunnen die Kolonnaden entlang gewachsen, und schon steht ihr Ende an der gegenüberliegenden Kolonnade.

Jetzt kommen sie. Pilgergruppen aus Manfredonia, das Jugendpastoral aus Linz, die „Musikgesellschaft Oberrüti“, Schwestern des hl. Joseph von Cluny, Mitglieder und Gäste der katholischen Studentenverbindung „Capitolina“. Dennoch dauert es nur 25 Minuten bis zu den zwei Sicherheitsschranken. Denn wenn die dort postierten Polizisten auch alttestamentlich streng sein sollten und strafend, so sind es doch Römer. Und also nachsichtig, gütig und verzeihend wie der Nazarener: Lasst es ruhig piepen im Detektor.

Gegen zehn Uhr hat sich St. Peter aus einer Kirche in eine Kirchweih verwandelt. Auf der runden Porphyrlatte gleich hinter dem Eingangsportal steht ein sehr gewichtiges Pärchen aus Midwest und drückt einem Inder den Fotoapparat in die Hand, auf dass er sie pixeln möge. Vermutlich wissen sie, dass auf diesem Stein schon Karl der Große stand,

am 25. Dezember 800, und zum Kaiser gekrönt wurde: „Oh, really? Jesus Christ!“

Fremdenführer drängeln sich vor der Pietà und murmeln in ihre Headsets. Sie haben bunte Fetzen an ihre Teleskopstäbe gebunden oder halten Taschenschirme über sich und schwenken sie über der Menge, wie versprengte Einheiten in einer großen Schlacht.

Der Dom füllt sich mit blindem Geknipse und hilflosem, kaugummikauendem Staunen. Es ist ein Piepen, Zwitschern, Tirilieren in der Luft, von all den Handys und Fotoapparaten. In Reihen warten sie, um im Sekundenkontakt die Bronzefüße des armen Petrus anzufassen, und auch dieses Ritual ist nur echt, wenn digital gebannt. Der

Gegen zehn Uhr hat sich St. Peter aus einer Kirche in eine Kirchweih verwandelt. Es raunt und schiebt und knipst in jeder Ecke.

Heilige schlägt die Augen gen Himmel und streckt seine zwei Finger, als wollte er sagen: „Kinder, bitte immer nur zwei gleichzeitig, nicht zwölf ...“

Es raunt und schiebt und knipst in jeder Ecke, jedem Winkel. Da lehnen sie am Weihwasserbecken in Fotoalbumpositur, da schauen sie prüfend in die Displays, als hätte man einen seltenen Fund gemacht. Die ganze schöne Basilika wird zerpixelt. Dabei sind viele Geheimnisse St. Peters gar nicht zu fotografieren.

Wer weiß schon, dass in der Loggia über dem Helena-Pfeiler ein Kreuzsplitter aufbewahrt ist? Dass die vier Pylone und mit ihnen der ganze Dom zuvorderst als Reliquientresor gebaut wurden, für das Schweiß Tuch der Veronika, die Lanze des Legionärs Longinus? Dass die Nasenspitze der Pietà

von Michelangelo aus Kunstharz ist, nachdem ein australischer Wirrkopf sie unter Rufen „Ich bin Jesus!“ abgeschlagen hatte?

Diese Kirche will gelesen werden, nicht nur geschaut. Es ist schon Nachmittag, gegen 16 Uhr, als in der Apsis, genau vor der Cattedra, der weiseste Satz des Tages gesprochen wird. Es ist ein vielleicht zehnjähriger Junge, dem blonde Locken unter der umgedreht getragenen Baseballkappe hervorschauen. In dem Gedränge dreht er sich zu seinem Vater um, schaut zu ihm hoch und fragt: „Kann man hier auch in die Kirche gehen, Papa?“ Ein Engel hat gesprochen.

Jetzt innerhalb der Gruppen niederzuknien und den Rosenkranz rauszuholen, wäre fast anstößig, in jedem Fall ein Verkehrshindernis. Benedikt hat den Event-Katholizismus seines seligen Vorgängers schon mit lutherschem Argwohn verfolgt. Als eine der ersten Amtshandlungen stellte er dem Erzpriester des Doms sogar einen Vikar zur Seite, der den Ort von zu viel Touristischem frei kehren sollte.

Ratzingersche Nüchternheit und Bildskepsis sollte hier einkehren. Der Plan ist offensichtlich gescheitert. Denn wer kann dem Besucher das Knipsen verdenken? Es ist zu viel an Gold und Marmor und Gefühl in St. Peter, viel zu viel für einen armen Christenmenschen, der sich die Ewige Stadt in drei Pauschaltage pressen muss und froh ist, seinen Reiseführer auf dem Flug einigermaßen geschafft zu haben.

Außerdem ist die Schlange schon wenig später, wie durch Engelsmacht, verschwunden. Die Tour-Gruppen sind zum Pizzafassen hügelab getrieben, Richtung Altstadt.

Zwischen 17.30 Uhr und Toresschluss um halb acht beginnt St. Peter sich zurückzuverwandeln in eine stille, mineralische Welt. Man glaubt in den Seitenschiffen, durch ein verlassenes Bergwerk zu gehen. Jetzt beginnt die

Pracht zu wirken. Jeder Quadratmeter ist sorgfältig gestaltet. Man geht herum, als hätte man sich in einem Museum einschließen lassen oder als wäre man allein in einem fremden und sehr reichen Haus: Man könnte jetzt alles anfassen, ungesehen beschnuppern, könnte die Barberini-Bienen auf den Säulen betasten, aber man tut es nicht. Man läuft nur staunend herum, ehrfürchtig und zunehmend selig.

Welch Glück, sich endlich ungerempelt auf die Blickachsen stellen zu können, endlich nach dem Vater des Kaisers Manuel II. Paläologos (jenem aus Joseph Ratzingers Regensburger Rede) suchen zu können, hier auf der mittleren Bronzetür, ohne niedergetrampelt zu werden. Hinten an der Cattedra haben sich schon die Uniformierten versammelt, reden über den Aufbau des nächsten Tages und die Zumutungen des heutigen. Dann bimmelt ein Glöckchen vom Eingang her, und die Wärter rollen den Dom von hinten her auf, „Signori, uscita! Exit! Grazie!“

Sie schauen, ob auch alle Beichtstühle leer sind und dass sich niemand in den Jaspisfalten vom Grabmal Papst Alexanders VII. versteckt hat. Auch die Taube, alias Heiliger Geist, leuchtet um diese Tageszeit nicht mehr. Feierabend allerseits. „Signori, uscita! Exit! Grazie!“

Die Souvenirkassen sind geschlossen, die Espressomaschinen erkaltet, die Hostien aufgegessen. Um 18.40 Uhr fällt das erste Portal zu, es klingt, als hätte eine Fähre die Rampe hochgezogen. St. Peter hat wieder Ruhe, für eine Nacht.



Mit der Reportage „Kann man hier auch in die Kirche gehen, Papa?“ , zu lesen im Februar

08 im Merian kam Alexander Smolczyk ins Finale



Foto: Samuel Zuder



Der Tanz der Matriarchinnen

Bei den Mosuo im Südwesten Chinas haben Männer wenig zu melden

Sie leben im „Land der Töchter“: Bei den Mosuo im Südwesten Chinas bestimmen die Frauen die Geschichte des Dorfes. Das Volk kennt keine Hochzeit, sondern „Besuchsehe“. Die Dörfer leben zunehmend vom Tourismus - nicht zuletzt weil männliche Besucher auf unkomplizierte Sexabenteuer hoffen.

Lige - Zwei große Schritte nach rechts, drei auf der Stelle, rechtes Bein in die Luft. Zwei große Schritte, drei auf der Stelle, innehalten. Mit stolz zur Seite gerecktem Kinn bewegen sich die Mosuo-Frauen in ihren blauen, roten und gelben Seidentrachten um das Feuer. Seitwärts, Pause, seitwärts, Hand in Hand mit der Nachbarin. Die Männer des Dorfes schauen von Holzbänken aus zu. Nicht, weil sie schüchtern sind - die ersten Durchgänge des Jiachuoti-Tanzes gehören allein den prächtig herausgeputzten Damen mit ihren weißen Röcken und zopfartig geflochtenen schwarzen Perücken.

Im Dorf Lige am Lugu-See haben die Frauen das Sagen. Seit mehr als 1500 Jahren lebt das Volk in den nördlichen Bergen der Yunnan-Provinz, unweit der östlichen Ausläufer des Himalajas, die nach Tibet führen. In der unwegsamen Bergregion weitgehend von der Außenwelt abgeschottet, hat sich im „Land der Töchter“ eine weltweit einzigartige Sozialstruktur entwickelt.

Mehr als die Hälfte der etwa 30.000 Mosuo im Südwesten Chinas leben bis heute im Matriarchat.

Die Familienzugehörigkeit richtet sich nach der Abstammungslinie der Mutter, Frauen bestimmen die Geschichte ihrer Clans und Dörfer, verwalten das Familienvermögen und schlichten Streit. Schon in der Spra-

che wird die Geschlechterhierarchie deutlich: Der majestätische Granitfelsen, der mit seinen über 3600 Metern Höhe dem Dorf abends Schatten spendet, wird in der ganzen Region als Heiligtum verehrt und heißt „Ganmu“, „weiblicher Berg“, während die umliegenden kleineren Hügel als „männliche Berge“ bezeichnet werden. Große Bäume gelten als weiblich und kleine als männlich. „Xie nami“, Muttersee, nennen die Mosuo den lebensspendenden Lugu.

Nach dem zweiten Lied strömen die Tänzerinnen zur Mitte des offenen

Sogar die Hunde kriegen mehr Aufmerksamkeit ab als die braun gebrannten Männer, die lässig ihre Zigaretten wegschnipsen.

Innenhofes, um sich an dem rostigen Feuerkessel zu wärmen. Dann ertönen Flöten und Trommeln aus den Lautsprechern, schmerzhaft schrill setzt das euphorische Falsett einer Sängerin ein, die Stimme überschlägt sich zur jahrhundertealten Melodie. Zwei riesige Hunde, einer schwarz und einer weiß mit wollknäuelartigen Fellen, balgen im Takt der Musik.

Sogar die Hunde kriegen mehr Aufmerksamkeit ab als die braungebrannten Männer, die jetzt betont lässig ihre Zigaretten wegschnipsen und sich in einer separaten Reihe aufstellen. Mit Jeans, Turnschuhen und Cowboyhüten wirken sie trotz bunter Seidenponchos weit weniger spektakulär als die Tänzerinnen mit ihren Perlenketten und regenbogenfarbenen Gürteln.

Junge Mosuo-Männer kommen in Lige selten so früh wie an diesem Abend dazu, mit den Frauen zusammen zu sein. Wenn kein Tanz ist, sind sie nur nachts willkommen in den „Blumenzimmern“, den Gemächern der Frauen, tagsüber kehren sie in die Häuser ihrer Familien zurück. „Besuchsehe“ nennt sich das. Um den daraus eventuell resultierenden Nachwuchs kümmern sich die Geschwister und Tanten mütterlicherseits.

„Leidenschaft ist vergänglich, aber der Bund der Familie hält ewig“, sagt Naji. Die 22-Jährige lebt mit Großmutter, Mutter, mehreren Onkeln und Tanten und sechs Geschwistern in einem Haus. Auch wenn Letztere teils verschiedene Väter haben, nennt Naji sie ihre Brüder und Schwestern. Seit sie mit 13 Jahren beim Neujahrsfest die Kleidung einer Erwachsenen bekam, hat sie ihr eigenes Zimmer und darf auch selber nächtlichen Besuch empfangen.

Die Mosuo lehnen im Gegensatz zu den meisten anderen Kulturen die Hochzeit als Stützpfeiler des sozialen Zusammenlebens ab: Zur Familie gehört, wer mit der Mutter blutsverwandt ist. Väter spielen eine untergeordnete Rolle, ein wohlhabender Mann hat, anders als in Peking oder Shanghai, keine Vorteile bei der Partnersuche. Bis heute existiert bei den Mosuo ein System, in dem die Partnerwahl nicht von Besitz und Macht beeinflusst wird – und auch nicht an familiäre Pflichten gekoppelt ist.

Die nördliche Yunnan-Provinz zählt zu den idyllischsten Gegenden Chinas. Jährlich zunehmender Tourismus bringt viel Geld in die Region, die Mosuo zählen dank der Besucher zu den reichsten der 55 Minderheiten der Volksrepublik. 20 Yuan (etwa zwei

Euro) kostet der Eintritt für die abendlichen Tanz-Shows, so viel wie ein üppiges Abendessen für zwei – ein gutes Geschäft. Das 170-Einwohner-Dorf Lige hat zwei Jugendherbergen und mehr als ein Dutzend Hotels, das Hämmern von Baustellen ist bis weit auf den See zu hören.

Manch männlicher Tourist hofft, bei Tanzshows und Abendessen am Lugu-See einen Haufen liebeswütiger Amazonen anzutreffen, ein Shangri La der freien Liebe ohne lästige Konsequenzen. Schon auf der achtstündigen Hinfahrt aus Lijiang blicken mehrere alleinreisende Chinesen verträumt auf den Bus-Fernsehschirm, auf dem ein Promotionsvideo des Tourismusverbands eine Mosuo-Frau bei Kerzenschein mit Herrenbesuch in ihrer Holzhütte zeigt.

In der Werbewelt besteht das Leben der Mosuo neben nächtlicher Hingabe hauptsächlich darin, zu tanzen

und zu singen und in bunten Trachten in altmodischen „Schweinetrog“-Holzkanus über den See zu rudern. Die Mosuo spielen gerne in diesen Vermarktungsvideos mit, weil der Tourismus den Wohlstand in die Dörfer bringt.

Zwei große Schritte vor, drei auf der Stelle, innehalten. Als bei der Show auch die Besucher aufgefordert werden, sich in den Kreis der Tanzenden einzuklinken, ist der Zeitpunkt günstig: „Wenn du beim Tanz die Hand etwas drehst und mit den Fingerspitzen die Handinnenfläche der Frau neben dir berührst, heißt das, du hast Interesse an ihr“, sagt Naji.

Allerdings ist es im Dorf nicht angesehen, sich mit Fremden einzulassen. „Die Frauen hier sind nicht so leicht zu haben, viele sind über Jahre oder sogar Jahrzehnte dem gleichen Partner treu.“ Wer deshalb seine Erwartungen enttäuscht sieht, dem bleiben als Trost zumindest ein paar Erinnerungsfotos

mit dem unvermeidlichen Victory-Zeichen aus Zeige- und Mittelfinger. In der Pause werden die Hübschesten unter den Tänzerinnen im Blitzlichtgewitter umlagert wie Popstars.

Die Tanz-Show endet immer mit einer Art Gesangswettbewerb zwischen Publikum und Tänzern, wobei unter viel Gelächter und Gemurmel abwechselnd Lieder intoniert werden – traditionelle und moderne chinesische Weisen, je lauter und frecher, desto besser. Wie so oft wird das auch heute wieder ein ungleicher Kampf werden – mit dem Gegröle der bierseligen Urlaubermeute können es die sanften Stimmen der Mosuo nicht aufnehmen.

„Der Tanz der Matriarchinnen“, am 26. August 08 auf Spiegel online brachte Stephan Orth den Nachwuchspreis



privat

Gebeco

Gesellschaft für
Internationale Begegnung
und Kooperation



Wir gratulieren

den Gewinnern des
VDRJ-Reisejournalistenpreis
„Columbus“ 2008!

Das Gebeco Presseteam
Jana Lüth und Stefanie Schudlich
eMail: Presse@gebeco.de
Telefon: 04 31 - 54 46 230
www.gebeco.de

Auf der ITB finden Sie das
Gebeco Presseteam in
Halle 26c Stand 320.

Terminabstimmung
auch kurzfristig sinnvoll
Telefon 01 73 - 62 544 62.

Alle Columbus-Awards 2008 auf einen Blick

Columbus Autorenpreis

Kategorie Kurzbeiträge:

Goldener Columbus: Elke Michel – „Karma mal machen“ – Mit dem Karma-Taxi durch London · erschienen am 16.11.2008 in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

Kategorie Langbeiträge

Goldener Columbus: Andrea Jeska – Gambia „Alles begann, als zwei Weiße in unser Dorf kamen“ · Erschienen Januar 2008 in der Brigitte

Goldener Columbus: Stefan Nink – Capri „Like Ice in the Sunshine“ · erschienen April 2008 im ADAC Reisemagazin

Sponsorpartner der VDRJ: Gebeco

Förderpreis (Autoren unter 30 Jahre)

Stefan Orth – China „Tanz der Matriarchinnen“ · erschienen 26.8.2008 in Spiegel Online

Sponsorpartner der VDRJ: TUIFly

Jury: Ulrich Brenner, Leiter Deutsche Journalistenschule · Pascal Brückmann, Redaktionsleiter WAZ Reise-Journal · Andreas Hallaschka, Chefredakteur Merian · Anna Löffken, Redaktionsleiterin Reise, Brigitte · Jana Lüth, Pressesprecherin Gebeco · Joachim Negwer, cross media Redaktion · Lars Nielsen, Chefredakteur Geo Saison · Ulla Schickling, freie Journalistin, Frankfurt · Ury Steinweg, Geschäftsführer Gebeco · Dorothee Stöbener, Redaktionsleiterin Reise, Die Zeit

Jury-Geschäftsführer: Dr. Klaus Dietsch – Kontakt: columbus-autorenpreis@vdrj.org

Columbus TV-Preis

Kategorie Kurzbeiträge

Goldener Columbus: Thomas Radler – Legende unter weißen Segeln – Mit der Sea Cloud in der Karibik · Erstaussstrahlung 24.3.2008 im ZDF · Kamera: Michael Habermehl · Schnitt: Andreas Lupczyk · Redaktion: Hannes Steinheimer

Silberner Columbus: Martina Schönfeld und Klaus Medrow – Lichters Reise: Der Bernina Express · Erstaussstrahlung 25.12.2008 im ZDF · Kamera: Klaus Medrow, Jan Prillwitz · Schnitt: Bettina Reich · Redaktion: Natalie Müller-Elmau

Bronzener Columbus: Dr. Manfred E. Schuchmann – Rotel Tour durch Westafrika · Erstaussstrahlung 4.11.2008 HR service: reisen · Kamera: Manfred Schuchmann · Schnitt: Christina Piel · Redaktion: Gesine Heß, Volker Koch

Kategorie Langbeiträge

Goldener Columbus: Eva Gfirtner – Voxtours Extrem: Mit Judith Adlhoeh in Indien · Erstaussstrahlung 14.6.2008 in Vox · Kamera: Markus Strobel · Schnitt: Georg Fischer · Redaktion: Burkhard Vorländer

Silberner Columbus: Steffen Bayer – Tibet, Reise durch ein verbotenes Land · Erstaussstrahlung am 29.1.2008 im ZDF · Kamera: Hartmut Seifert, Ludger Nüschen · Schnitt: Nanni Leitner · Redaktion: Steffen Bayer

Bronzener Columbus: Carsten Heider – Queensland, Unterwegs in Australiens tropischen Norden · Erstaussstrahlung am 28.12.2008 in der ARD (SR-Produktion) · Kamera: Manfred Hagbeck · Schnitt: Vera Bogdahn · Redaktion: Kerstin Woldt
Sponsorpartner der VDRJ: Studiosus

Jury: Otto Deppe, freier Journalist, Saarbrücken · Klaus Dietsch, Geschäftsführer der VDRJ, München · Carsten Heider, freier TV-Produzent, Berlin · Karl Mertes, Redakteur WDR, Köln · Thorsten Pengel, Filmcutter, Berlin · Burkhard Vorländer, CvD Voxtours, Köln

Jury-Geschäftsführer: Jürgen Drensek – Kontakt: columbus-filmpreis@vdrj.org

Columbus Radiopreis

Kategorie Kurzbeiträge

Goldener Columbus: Michael Marek – Staatsgäste und Staatsdiener – Kaffee mit Ausblick · Erstaussstrahlung am 21.9.2008 in NDR Kultur · Redakteur: Imke Andersen

Silberner Columbus: Manfred Wöll – Die Schellenberger Eishöhle · Erstaussstrahlung am 7.6.2008 im BR-Rucksackradio · Redakteur: Andrea Zinnecker

Bronzener Columbus: Folkert Lenz – Der Eisstecher vom Chimborazo · Erstaussstrahlung am 16.2.2008 im Deutschlandradio Kultur · Redakteur: Peter Marx

Kategorie Langbeiträge

Goldener Columbus: Jule Reiner – Insel der Robbenmenschen – Kalymnos, Begegnungen aus der Tiefe · Erstaussstrahlung am 30.3.2008 im Deutschlandfunk, Sonntagsspaziergang · Redakteur: Andreas Stopp

Silberner Columbus: Jürgen Schiller – Der Wein, die Forelle und das Möp – Tucholsky im Odenwald und Spessart · Erstaussstrahlung am 26.10.2008 in Deutschlandradio Kultur · Redakteur: Peter Marx

Sonderpreis der Jury für monothematische Reisemagazine: Rüdiger Edelmann – Nordportugal · HR 4 · Redakteur: Rüdiger Edelmann

Sponsorpartner der VDRJ: Thomas Cook Reisen

Jury: Jürgen Drensek, Aixpress-TV-Produktionen, Berlin · Michael Marek, freier Journalist, Hamburg · Jürgen Schiller, freier Journalist, Berlin · Andreas Stopp, Leiter Reisedirektion Deutschlandfunk, Bonn · Holger Wetzel, Red Carpet Communications, Berlin · Daniela Wiesler-Schnalke, Leiterin Medientraining DW-Akademie, Bonn

Jury-Geschäftsführer: Otto Deppe – Kontakt: columbus-radiopreis@vdrj.org

Columbus Reisetitel-Preis

Überregionale Tageszeitungen

Goldener Columbus: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung · Redaktionsleitung: Barbara Liepert

Silberner Columbus: Die Zeit · Redaktionsleitung: Dorothee Stöbener

Bronzener Columbus: Frankfurter Allgemeine Zeitung · Redaktionsleitung: Freddy Langer

Regionale Tageszeitungen

Goldener Columbus: Sonntag Aktuell · Redaktionsleitung: Andreas Steidel

Silberner Columbus: Hamburger Abendblatt · Redaktionsleitung: Georg J. Schulz

Bronzener Columbus: Westdeutsche Allgemeine Zeitung · Redaktionsleitung: Pascal Brückmann

Sponsorpartner der VDRJ: Neckermann Reisen

Jury: Dr. Klaus A. Dietsch, Knut Diers, Kristina Grunwald, Rolf Kienle, Prof. Dr. Hans J. Kleinsteuber, Sönke Krüger, Christian Leetz, Peter Linden, Astrid Prange, Ulla Schickling, Asger Schubert, Rainer Schwarz, Lilo Solcher, Andreas Steidel, Dorothee Stöbener, Prof. Michael Stoll, Thomas Wilde, Horst Zimmermann

Jury-Geschäftsführer: Hans-Werner Rodrian – Kontakt: columbus-reisetitel@vdrj.org

Columbus Magazin-Preis

Aufgerufen zum Wettbewerb waren Männerzeitschriften und ihre Reisetitel. Die Jury hat sich nach intensiven Beratungen entschlossen, keinen Preis zu vergeben, da die Macharten der Reisetitel zu unterschiedlich für eine Bewertung waren.

Capri: Like ice in the sunshine

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit auf der Insel der Träume

Man konnte der Musik zusehen damals. Auf den Knien, die Nase an die Glasscheibe des – doch, das hieß so – Musikmöbels gedrückt.

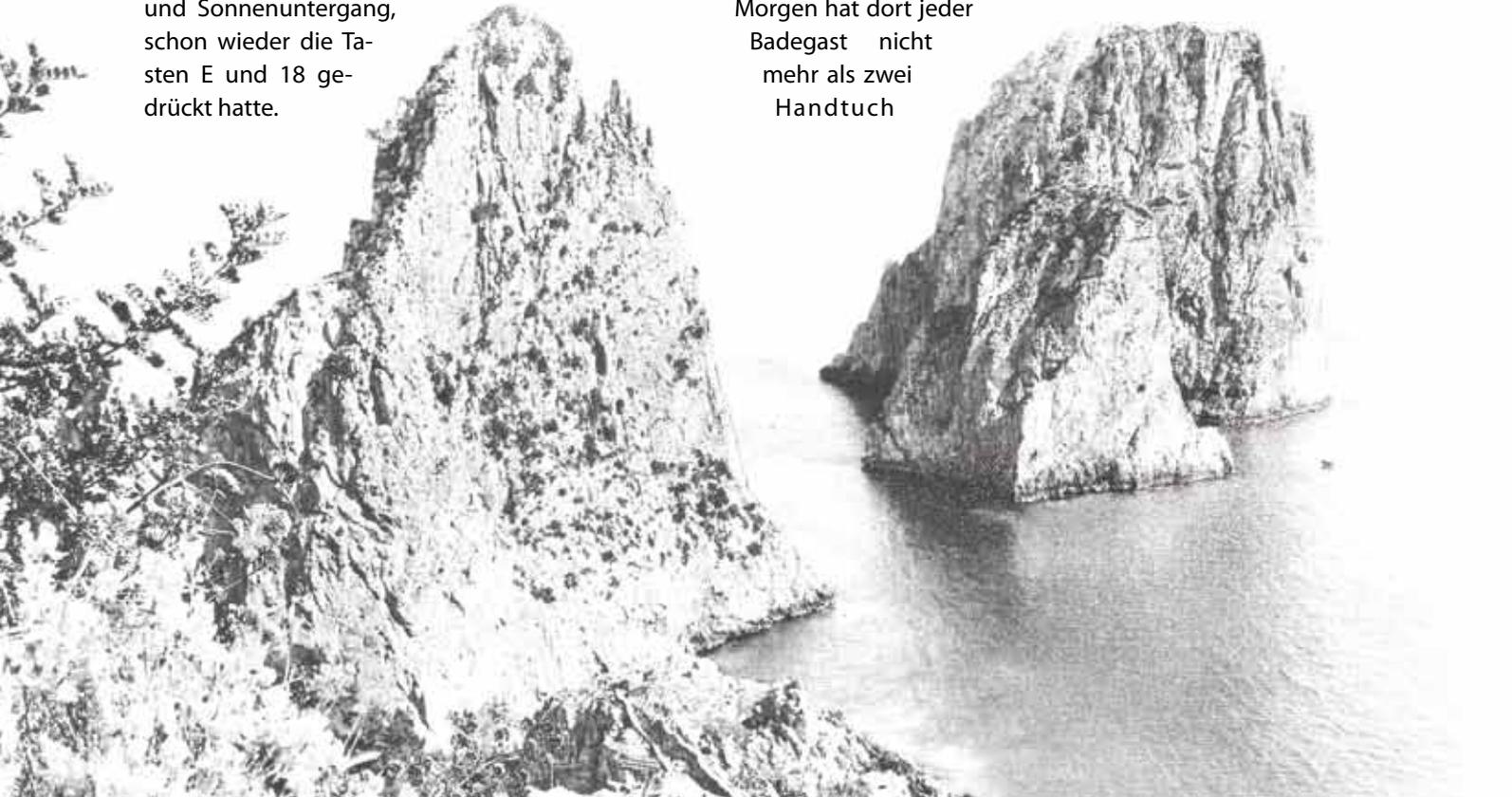
Hinter der Scheibe hatte sich der Greifarm gerade zielsicher eine Single aus ihrem Fach gegriffen, E18, die erste an jedem Sonntagnachmittag bei den Großeltern, und jetzt bugsierte er E18 über den Tonteller, ließ sie fallen, und schon kam der Arm mit der Nadel („Diamant!“, sagte Opa an dieser Stelle immer, „echter Diamant!“) und rumste auf die Rille. Es knisterte, es rauschte, es knackte, und dann begann Schuricke zu singen, mit dieser Stimme, die immer so klang, als schwebte eine Handvoll Sternenstaub in der Luft um ihn herum, von der roten Sonne, von den Fischern, von der bella Marie. Schuricke sang, E18 drehte sich, und Opa sah Oma ganz zärtlich an. Wahrscheinlich tat er das weniger wegen Oma, auch nicht wegen Schuricke und bestimmt nicht wegen Capri. Eher wegen seines kleinen Enkels, der, völlig entzückt von Mandolinenklang und Sonnenuntergang, schon wieder die Tasten E und 18 gedrückt hatte.

Vier Jahrzehnte später wird der an einem heißen Julimorgen von seinen 250 Mitpassagieren an der Marina Grande von der Fähre geschoben – und erkennt ziemlich schnell, dass die sieben wartenden Taxis bis etwa 23.30 Uhr brauchen werden, um die Menschenmenge abzutransportieren. Alles drückt, alles redet, alles ruft „Hierher! Nein! Dorthin!“, kleine Kinder fordern laut schreiend ihr erstes Eis, kleine Kinder lassen ihr erstes Eis fallen und schreien noch lauter, und bis er heraus gefunden hat, zwischen welchen Metallgittern man sich für welche Buslinie anstellen muss, stehen da schon 27 Meter Wartende vor ihm. Es sind die ersten Momente auf Capri, und man soll sich ja nicht voreilig festlegen, aber man kann auf dieser Insel schon ziemlich schnell den Eindruck gewinnen, sie sei möglicherweise etwas überfüllt. Auch hinter der kleinen Mauer an der Bushaltestelle tost es ziemlich. Das ist das Strandbad delle Sirene, Kiesstrand, flach abfallend, dreizehn Meter und eine Straße von den Häusern entfernt. An diesem Morgen hat dort jeder Badegast nicht mehr als zwei Handtuch

breit Platz.

Bei der ersten Busfahrt kann er dann viel über Capri lernen. Zum Beispiel, dass das eingeschränkte Raumangebot kein Problem der Marina Grande allein ist, sondern ein inselweites. Platz ist nirgends auf Capri, aber die Menschen hier haben gelernt, keinen Platz zu nutzen.

Sie haben die Autovermieter nicht auf ihre Insel gelassen und stattdessen kleine Elektrobusse angeschafft, in denen es so voll wie in der Tokioter U-Bahn ist. Sie haben Serpentina in die Steilküsten geschlagen, auf denen auch vor Schwindel gefeierten Passagieren ein schwummriges Gefühl den Nacken hinauf kriecht (vor allem, wenn sie stehen und es unmittelbar vor der Fensterscheibe 500 Meter lotrecht nach unten geht). Sie haben sich sogar einen für süditalienische Verhältnisse nachgerade erzkonservativen Fahrstil zugelegt und Parkplätze auf den Flachdächern ihrer in den Hang gebauten Häuser. Irgendwie haben sie es sogar geschafft, an der Haltestelle „Grot-



ta Azzurra“ einen kleinen Wendehammer unterzubringen. Mit Ausweichbuchten, damit die ankommenden Busse sich zügig mit den abfahrenden Bussen koordinieren können. Wenn man eins auf Capri nicht gebrauchen kann, dann einen Stau irgendwo auf der Insel. Ein Stau irgendwo wird auf Capri nämlich schnell zu einem Stau überall auf Capri.

Zur Blauen Grotte fährt er zuerst, weil er sie aus dem Kopf haben will – sie wäre sonst die ganze Zeit über wie eine Fledermaus durch seine Gedanken geflattert. Lieber jetzt, lieber zum Auftakt des Besuchs, auch, wenn's schlimm wird. Denn dass es schlimm wird, ahnt er. Es wird dann schlimmer. Im Wasser vor der Höhlenzufahrt dümpeln mehr Boote als einst vor Troja, nachdem die Griechen angerückt waren. Und Ausflugschiffe. Und Yachten. In die Grotte dürfen nur kleine capresische Ruderboote, die ihre Passagiere zuvor bei den größeren, wartenden Booten abgeholt haben – in vielen Fällen dauert das quälend lange, weil viele Passagiere entweder viereinhalb Zentner wiegen oder 107 Jahre alt sind. Die gelangweilten Yachtkapitäne fahren in der Zwischenzeit weiter draußen kleine Kurven, was weder dem Wellengang vor der Grotte noch den Wartenden sonderlich gut tut.

Aber dann ist sein Boot endlich dran und dann drin, und die Dunkelheit leuchtet tatsächlich wunderschön blau, und für einen ganz kurzen Moment rührt das tatsächlich etwas an in ihm. Bevor er dieses Etwas gedanklich packen und inspizieren kann, beginnen sämtliche Gondolieri in der Grotte leider damit, „Ave Maria“ und „Nessun dorma“

und andere Schmonzetten zu krakeelen, alle durcheinander, und einer pfeift u n u n t e r - brochen das Intro von „Seven Nation Army“, kurz: Er ist froh, dass der Rudermann nach drei Minuten wieder hinausmuss. Hinlegen, befiehlt der in sechs Sprachen, die Ausfahrt zum Meer ist niedrig, und als endlich alle liegen oder zumindest sehr schief hängen, kracht leider eine meterhohe Welle ins Boot. Das mit dem Trinkgeld

Es war diese Grotte, die Capri reich gemacht hat. Ihre Entdeckung hat Ziegenhirten in Immobilienhaie verwandelt.

hat sich damit erledigt. Das mit der Fahrt zum Hotel auch: Der Elektrobushalter verweigert die Mitnahme – für einen Fahrgast tropft und trieft er zu sehr. Gut, dann wird halt ein



wenig über Capri nachgedacht, ist eh Zeit, denkt er. Der Kellner im Strandcafé nebenan verzieht das Gesicht und tauscht den Korbsessel schnell gegen einen Plastikstuhl aus; für den Kaffee will er fünf Euro, sofort, doch. Unten im Wasser dümpelt noch immer eine beträchtliche Armada, zwischen den Wellenschlägen liegt die Kakophonie der Sänger in der Luft.

Es war – es war natürlich! – diese Grotte, die Capri zu Capri werden ließ. Ihre Entdeckung hat die Insel reich gemacht, hat Ziegenhirten in Immobilienhaie verwandelt und arme Fischer zu Flaneuren in Prada. Das unwirkliche, blaue Höhlen-Leuchten lockte die Fremden nach Ca-



pri, auch die exzentrischen, die Pablo Nerudas und Graham Greenes und Claude Debussys, deren Werke den Ruf der Insel mehrten und Capri zum Mythos beförderten. Das hatte davor und hat danach einige Male funktioniert, von Französisch-Polynesien (Gauguin!) über den Wilden Westen (Lewis & Clark!) bis nach Indien (Die Beatles! Der Maharishi!). Capri erwischte es allerdings zu einem besonders passenden Zeitpunkt, in den Fünfzigern.

Da träumten die Deutschen an grauen Fernsehsonntagen von der Insel des Glücks, bei Sendungen, in denen Wiener Schauspieler auf der Mandoline dilettierten und in der Grotte „O sole mio!“ schmetterten, als gebe es kein Morgen oder zumindest kein Venedig. Capri – der Name allein verhieß Sonne, Dolce Vita, ach was: Glück verhieß er! Und plötzlich gab es nicht bloß die Capri-Fischer, sondern auch Hosen, Eis, Fruchtsaft und einen ästhetisch ziemlich fragwürdigen Sportwagen unter dem Inselnamen. Capri! Am nächsten Morgen wacht er auf einer anderen Insel auf. Sein Hotel in Anacapri liegt mitten in Olivenhainen und Obstgärten, die Luft riecht nach Oleander und Vanille und frischen

Cornetti von der Frühstücksterrasse. Beim Cappuccino plant er seinen Tag: in die Stadt erst, wenn die Touristen weg sind. Und jetzt auf den Monte Solare, bevor sie dort alle mit dem Sessellift hinauf kommen.

Leider biegt er dann am Gartentor rechts in den engen Weg ab und nicht links, und bevor er merkt, dass er falsch ist, merkt er etwas ganz Anderes: dass nämlich die eine Seite des zwei Meter schmalen Weges, die mit der Natursteinmauer, dass die drei oder vier Grad wärmer ist als die andere, die in die Gärten übergeht. Er geht ein paar Meter im Zickzack, warm, kühl, warm, kühl, und als ob diese Empfindung sämtliche Rezeptoren geöffnet hätte, flutet plötzlich ganz Capri auf ihn ein.

Er sieht die Farbe der Bougainvilleen und das Moos in den Mauerritzen. Die Wolken, die sich langsam zu ihrer täglichen Verabredung am Monte Solare aufmachen. Die kleinen Eidechsen. Die Reben, die einen Baldachin über ihm bilden. Er riecht den warmen Stein der Gasse, die reifenden Trauben, die Myrte, den Lorbeer. Und er hört die Bienen, die Grillen, das Meer, in weiter Ferne, so nah.

Die Via Migliara ist einer dieser capresischen Wege, an denen entlang sich

der gepflegte Garten Capri in einen wild-romantischen Park wandelt. Wie viele andere dieser Pfade endet auch die Via Migliara am Abgrund. Plötzlich steht er oben auf einer Klippe und kann nichts anderes tun, als in dieses unwirkliche Blau hinabzustarren. Minutenlang. Tief unten ziehen Motorboote weiße Brautschleppen. Möwen schweben in langen Spiralen an den Felsen entlang nach oben, lassen sich fallen, nutzen die Thermik laut rufend zur nächsten Aufwärtsspirale. Die Schwalben um ihn herum machen Geräusche, als würden kleine Messer geschliffen. Er läuft weiter, die Küste entlang, auf einem in den Fels gehauenen Pfad, der überall dort, wo es abgründig zu werden droht, mit Heiligenbildchen ausgestattet ist. Unten im Meer duellieren sich einfallende Sonnenstrahlen mit den reflektierenden Wellen, alles scheint, alles gleißt, die Welt ist ein Spiegel. Er bleibt lange dort draußen. Und kehrt müde zurück.

Anacapri wirkt nach Einbruch der Dunkelheit, als habe man die Luft aus ihm gelassen. Der Ort zieht sich auf eine mediterran ungewöhnlich eigenbrötlerische Art in sich zurück, ganze Restaurants verschwinden,



wo mittags noch voll besetzte Tische standen, führen jetzt alte Männer ihre Pudel spazieren. Es dämmt, die blaue Stunde, eine azurne Melancholie legt sich wie feine, unsichtbare Gaze über die Insel.

Jetzt ist die Zeit für die Stadt, die große, Capri, die kapriziöse auf dem Bergrücken im Inselosten. Bis vor ein paar Stunden haben sich hier schnaufende Menschen mit hochroten Köpfen wie zu schwer gepanzerte Kreuzritter hinaufgeschleppt. Jetzt sind die letzten Fähren fort, und Capris andere Besucher flanieren vom Yachthafen hinauf, die Reichen, die Schönen, die von innen Leuchtenden, denen man hinterher schauen muss, um sich später ihrer Anmut und Leichtigkeit erinnern zu können. Diese Gassen am Abend sind der beste Ort der Welt, um zu sehen, was simple Riemchensandalen, ein weißer Strickpullover und ein Sommerrock mit einer Frau anstellen können, stellt er fest. Und natürlich die samtene Luft des Meeres. Und das Wissen um die eigene Makellosigkeit.

Er beschließt, länger zu bleiben. Er ahnt, dass die Insel ihr Netz nach ihm ausgeworfen hat. Er weiß, dass dies nun nichts mehr mit Schuricke zu tun hat, sondern viel eher mit dem,

was Capri schon lange vor E18 zu einem besonderen Ort gemacht hat. Manche behaupten, die Insel sei das Sirenen-Eiland des Odysseus gewesen und Äonen zuvor jener mythische Fleck, an dem die Schöpfung die Schönheit entdeckte. Einst hätten die Götter auf Capri gewohnt, heißt es, und später die Kaiser. Roms Imperatoren sind Staub, und die Götter sind vertrieben worden von 16.000 Ausflugstouristen täglich, von grotesken Quadratmeterpreisen und Trattorien, die zwölf Euro für das Glas Pinot Grigio verlangen – aber möglicherweise, denkt er, kommt ja der ein oder andere hin und wieder zurück und sieht nach, was so geworden ist aus der alten Heimat. Vielleicht verweilt er dann ein wenig, eine Stunde, ein paar Augenblicke. Und vielleicht begegnet man ihm, ohne es zu merken.

Es gibt eine Art Magie, die der Mensch nicht zerstören kann, auch nicht durch das Aufstellen einer überdimensionierten Marien-Statue. Die Villa Jovis liegt den meisten Tagestouristen zu weit abseits; als er am späten Nachmittag hier ankommt, ist nur noch der Wächter da, und der will gerade gehen. Der Palast des römischen Kaisers war einmal der Nabel des

Imperiums. Zehn Jahre regierte der alternde Tiberius von Capri aus die damals bekannte Welt. Beinahe die komplette Insel kann man von den bröckelnden Mauern der Palastruine sehen, auf der anderen Seite liegt das Festland im Blau des Meeres, als gehöre es eigentlich gar nicht dorthin.

Es dämmt, es dunkelt, für einen Moment schwebt etwas wie ein kosmisches Seufzen in der opaken Luft, als atme die Zeit selbst ein- und wieder aus. Dann ist es Nacht, die Lichter gehen an, und Capri verwandelt sich in einen von zehntausend Glühbirnen gesprenkelten Dampfer, der durch die nachtschwarzen Meere steuert. Und wenn man genau hinhört, kann man auch das Bordorchester spielen hören, eines mit Mandolinen und Gitarren. Und Schuricke singt dazu, und er klingt noch immer wie damals. Als schwebte eine Handvoll Sternenstaub in der Luft um ihn herum.

Mit der Geschichte „Like Ice in the Sunshine“, erschienen im Mai 08 im ADAC Reisemagazin holte sich Stefan Nink den Goldenen Columbus in der Kategorie Langfassung.



Privat



Der Koch, die Reise und ein Preis

Vielfarbig: Columbus Fernsehpreis ehrt auch einen Branchen-Außenseiter

Im Jahr 2008 erlebten wir geballt den Reporter im Bild. Oder auch jemanden, der nur ersatzweise den Journalisten spielte. Mit Promistatus mittlerer Güteklasse ausgestattet, sollte er oder sie nach Meinung der Programmchefs eher die Zuschauer vor den Schirm locken, als jedes noch so brilliant gemachte Feature.

Das ist keine neue, prickelnde Regie. Deutsche Sender-Verantwortliche zeichnen sich ja vor allem dadurch aus, dass sie selbst wenig Ideen haben, aber begierig all jenes kopieren, was vor Jahren einmal in anderen Ländern ersonnen wurde. Wie etwa in Amerika, wo der permanente Aufsager immer schon zur Pflicht-Dramaturgie der Massenprogramme gehörte.

Nun sollte man wissen, dass etwa amerikanische Zuschauer in der Regel eine viel geringere „span of attention“ haben; das klassisch erzählte Feature mit einem vielleicht 45 Minuten dauernden Spannungsbogen es also schwer haben würde, in die Zielgerade einzubiegen. Der Reporter segmentiert in verdauliche Häppchen. Die Kollegen sind zum Glück meistens auch witzig; oft mit schauspielerischem Talent.

Und wer zweitens schon mal die Standard-Dokumentationen im amerikanischen TV gesehen hat (also nicht die Hochglanz-Produktionen für National Geographic oder Discovery), der weiß auch, mit welcher schlichten filmischen Mitteln sie in der Regel zusammengeklöppelt werden. Da wird der Repor-

ter zum Kostenfaktor. Zu einem, der ausnahmsweise mal Geld spart. Denn es ist natürlich viel günstiger, mit der Kamera hinter einem Menschen her zu laufen, der etwas in 30 Sekunden erzählt, als den Ort des Geschehens in vielen kleinen Kamera-Einstellungen mit entsprechendem Aufwand auch beim Schnitt begreifbar zu machen. Das alles hatte die Jury im Hinterkopf, als sie agierende Mikrofonhalter zuhauf angeboten bekam. Bei den meisten ging der berühmte Daumen schon nach wenigen Minuten runter. Einige wurden als Auflockerung eines drögen Themas akzeptiert, ganz wenige als fast fehlerlos gelobt – wobei sie trotzdem nicht vermochten, eine glaubwürdige Reise-Experten-Rolle zu vermitteln, so wie Bednarz oder Ruge das in ihren Filmen tun.

Aber wirklich zufrieden gestellt hat die Jury nur eine – die „Queen of Travel“, Judith Adlhoch von Vox Tours, die das bereits seit Jahren erfolgreich praktiziert. Doch davon später mehr. Ansonsten war es ein guter Jahrgang. Ein voller mit 30 Produktionen. Einer mit den gleichen Schwierigkeiten der Beurteilungen wie in den früheren Jahren. Da konkurrieren extrem aufwändige Produktionen mit solchen, wo man spürt, wie gering der Etat war. Da muss die Jury sich immer bremsen, den schönen Bildern nicht allzu sehr auf den Leim zu gehen. Schließlich haben wir fünf Kriterien der Beurteilung: neben der Kamera den Schnitt, den eingesetzten Ton und die Musik, den journalistischen Text und die tou-

ristische Information beziehungsweise die Ethik des Reisens.

Auf der anderen Seite muss auch der Gesamteindruck zählen. Und da es sich um einen visuellen Fernsehpreis handelt, wiegen schöne, perfekt gedrehte Bilder einen schwächeren Kommentar eben mehr auf, als es ein guter Text bei gruseligen Filmszenen machen kann.

Es war nicht leicht, die Rangfolge zu bestimmen. Jeder Juror hat da seine eigenen Schwerpunkte, die am Herz liegen. Aber während wir bei den langen Features tatsächlich punkten und auszählen mussten, konnte bei den **Kurzproduktionen** tatsächlich Einstimmigkeit erzielt werden.

Gesiegt hat (VDRJ-Mitglied) **Thomas Radler** mit seiner für das ZDF gedrehten Mini-Reportage über die Sea Cloud in der Karibik, die „Legende unter weißen Segeln“. Für die meisten Zuschauer wird eine Fahrt auf ihr wahrscheinlich immer ein Traum bleiben. Thomas Radler hat es geschafft, in einer locker-leichten Erzählform hinter die Kulissen blicken zu lassen. Mitfahren ist wahrscheinlich trotzdem schöner, aber nach dem knapp 15 Minuten langen Film kann jeder mitreden (und so tun, als sei er schon mal an Bord gewesen...)

Platz zwei – „Lichters Reise: Der Bernina-Express“ – hat dann zu viel berufspolitischer Diskussion geführt. Nicht, weil es am Film (ebenfalls im ZDF gelaufen) etwas zu mäkeln gäbe. Die Bilder sind perfekt, die Landschaftsaufnahmen grandios und Ei-



Foto: Lilo Solcher

senbahnfreunde sind entzückt. Aber es ist eben ein TV-Koch, der rheinisch, fröhlich, unbekümmert eines der Schienen-Heiligtümer der Schweiz erläutert. Belohnen wir da als Berufsvereinigung nicht auch noch die Entscheidung des Senders, die „Reiselust“ einzustellen, weil Reise keine eigene journalistische Dokumentarreihe brauche und man auch zum Beispiel das „Traumschiff“ als Reise-sendung sehen könne...? Diese Überlegungen wurden dann aber doch schnell verworfen. Dafür ist der Film von **Martina Schönfeld** und **Klaus Medrow** einfach zu gut – und auch zu amüsan.

Beim **Bronzenen Columbus** der Kurzfilme wurde es dann wieder ganz klassisch. Ein schnörkellos gemachter Bericht über ein touristisches Produkt, bei dem es die meisten Journalisten jucken würde, ironisch-sarkastisch zu berichten: die berühmt-berüchtigten Rotel-Busreisen. Autor **Dr. Manfred E. Schuchmann** hat für den Hessischen Rundfunk eine solche Reise durch Westafrika begleitet. Nüchtern dokumentiert, wie die Lebens- und Schlafbedingungen in diesen speziellen Bussen sind, aber auch den Charme dieses Reisens offenbart. Nach diesem kurzen Film weiß jeder Zuschauer, worauf er sich einlässt.

Bei den langen Dokumentationen war die Auswahl eindeutig schwerer. Hier musste auf fast durchweg hohem Niveau gewertet werden, nach dem Motto, das Bessere ist des Guten Feind. Es schmerzt dann bei vielen, wahrscheinlich mit Herzblut gemachten Features, wenn sie es nicht in die Entscheidung schafften, weil zwar ohne Fehl und Tadel, aber zu konventionell. Da teilt der TV-Preis das

Schicksal der anderen VDRJ-Auszeichnungen. Wer die Jurys nicht in wenigen Minuten fesseln kann, hat wenig Chancen.

Kein Problem damit, den Zuschauer schnell in den Bann des Films zu ziehen, haben immer die Macher von Voxtours. Und allein schon, wenn eine Sendung als Reise „extrem“ bezeichnet wird und sie über Indien berichtet, dann ahnt man: Hier wird kein Volkshochschulwissen vermittelt in den kommenden knapp 30 Minuten. Wir erleben wieder einmal **Judith Adlhoch** unterwegs. Sie ist

Schon, wenn eine Sendung als Reise „extrem“ bezeichnet wird, dann ahnt man: Hier wird kein Volkshochschulwissen vermittelt.

eine der wenigen, die es schafft, den Zuschauer mental mitzunehmen auf die Reise. Dabei brutal zu sich selbst: schwitzig, scheinbar ungeschminkt, rastlos. Aber mit einer unglaublichen Neugier und entwaffnenden Nähe zu den Menschen, denen sie begegnet. Einmal ist sie sympathisch offen: sie verstehe Indien nicht mehr, sie könne das für uns Unbegreifliche nicht erklären. Also schaut sie einfach – und das tun die meisten Reisenden schließlich auch. Für diesen Voxtours-Film gab es ganz klar den **Goldenen Columbus**. Der Film des **Silbernen Columbus** war sicher mit höheren Weihen gesegnet worden. Schließlich spielte der Dalai Lama mit. Sogar der echte. Die zweiteilige ZDF-Produktion „Tibet – Reise in ein verbotenes Land“ ist

kein klassischer Urlaubsfilm. Aber so haben wir den Columbus ja auch nie verstanden. Es geht um die Reise von Heinrich Harrer und Peter Aufschnaiter quer durch Tibet nach Lhasa und seine Begegnung mit dem jungen Dalai Lama. Das ZDF nutzt die mittlerweile so beliebte dramaturgische Form des „reenactments“. Das heißt, die Reise der beiden wird mit Schauspielern nachgestellt. Aber immer wieder begleiten wir **Steffen Bayers** Filmteam in der Jetztzeit auf ihren Spuren. Es sind großartige Bilder aus einem kargen Land.

Bronze war dann wieder einem klassischen Feature vorbehalten. Nicht aus taktischer Überlegung, sondern weil die ausgezählten Punkte aller Juroren es so wollten. Der Film des Saarländischen Rundfunks führt uns ins australische Queensland. Eine touristische Paradedestination. Und doch vermied die Dokumentation die sonige Seichtheit. Das Team – **Carsten Heider** (Buch) und Manfred Hagbeck (Kamera); übrigens beide VDRJ-Mitglieder – vermied bewusst die sich anbietenden filmischen Klischees. Exaktheit, gute Bilder, Wortwitz und manche Schrägheit brachten die nötigen Punkte für das Treppchen.

Leider werden wir auf der Preisgala am 14. März im Saal 6 des ICC nur Ausschnitte aus den beiden Siegerfilmen zeigen können. Der knappen Zeit ist's geschuldet. Aber zum Glück gibt es in der Herbstausgabe des *Columbus* ja wieder die DVD. Und dann kann man nachempfinden, warum die Jury nach zwei anstrengenden Mammut-Kinotagen in Berlin doch sehr zufrieden auseinander ging.

Jürgen Drensek

Robbenmenschen und Eisstecher

Beim Columbus Radiopreis werden verborgene Schätze gehoben

Der Columbus Radio Preis hat sich in der deutschen Rundfunklandschaft etabliert. 2006, im ersten Jahr, war es noch etwas schwierig, die verborgenen Schätze in den unzähligen Redaktionen der Öffentlich Rechtlichen Sender zu heben.

Selbst in den einzelnen Häusern war nicht immer bekannt, mit wie viel Liebe zum Detail und Begeisterung dort kürzere und längere Beiträge zum Thema Reisen produziert wurden. Die VDRJ hat übrigens den Begriff Reisen bewusst weit gefasst. Auch Themen, die sich mit sozialen, kulturellen oder politischen Hintergründen beschäftigen und dabei ein Land, eine Region oder eine Stadt vorstellen, sind willkommen. Damit wird die Bandbreite größer und die Bearbeitung anspruchsvoller. Was aber nicht heißt, dass Service-Beiträge keine Chance auf einen Preis haben. Wenn sie gut durchstrukturiert und ungewöhnlich in ihrer Aussage sind, stehen sie gleichwertig neben Beiträgen, die einen anderen Hintergrund haben.

Rein quantitativ war die Zahl der eingereichten Beiträge gerade noch zu bewältigen. In den Kategorien bis zehn und bis 45 Minuten mussten die Juroren genau vierzig Werke anhören und bewerten. Darunter waren leider auch viele, deren Qualität nicht den Ansprüchen des Preises entsprach.

Da würde sich die Jury wünschen, dass die einreichenden Redaktionen von sich aus die Messlatte höher legen würden, um den Juroren unnötige Arbeit zu ersparen. Das einfache Aneinanderreihen von Text und O-Tönen, die oft auch noch belanglos sind, mag unter dem Druck des Tagesgeschäfts in den Redaktionen hinnehmbar sein; für einen Preis reicht

das nicht aus. Radiobeiträge sollen Bilder im Kopf erzeugen. Sie sollen unterhaltsam sein aber auch Informationen liefern.

In drei Minuten ist das zugegebenermaßen nicht einfach. Aber es geht. Damit zu den Gewinnern des VDRJ Radio Preises 2008.

In der **Kurzkategorie** bis zehn Minuten geht der **Goldene Columbus** an **Michael Marek** mit seiner knapp fünf Minuten langen Reportage über das Gästehaus der Schweizer Bundesregierung in Bern. Der Titel: „Staatsgäste und Staatsdiener – Kaffee mit Alp Blick“. Marek ist es gelungen, auf ungewöhnlichem Wege ein kleines Portrait der Schweizer Hauptstadt zu zeichnen, das sowohl sehr unterhaltend wie auch äußerst informativ ist. Produziert wurde der Beitrag für NDR Kultur.

Der **Silberne Columbus** geht an **Manfred Wöll** von der Bergsteiger Redaktion des Bayerischen Rundfunks. Sein Thema „Frostiges Abenteuer – die Schellenberger Eishöhle im Unterbergmassiv“ nimmt den Hörer mit in die besondere Welt eines Naturphänomens. Der Gewinner des **Bronzenen Columbus**, **Folkert Lenz**, zeigt dagegen in seiner Reportage „Die Eisstecher vom Chimborazo“ eine Region, in der Menschen mühsam Eisblöcke aus der Gipfelregion ins Tal schleppen, um sie dort in den Dörfern zu verkaufen. Produziert wurde dieser Beitrag von der Redaktion Reportage vom Deutschlandradio Kultur in Berlin.

In der **Langkategorie** lagen für den **Goldenen Columbus** mehrere Produktionen in der Bewertung gleichauf, so dass die Entscheidung äußerst knapp ausfiel.

Das Rennen machte schließlich **Jule Reiner**, die für ihren sehr literarischen Ansatz, unter dem Titel „Insel der Robbenmenschen – Kalymnos“ die Situation der Schwammtaucher zu beschreiben, den Goldenen Columbus bekam. Produziert wurde dieser Beitrag von der Redaktion Sonntagsspaziergang vom Deutschlandfunk Köln. Für die Sendereihe Reportage war **Jürgen Schiller** unterwegs im Odenwald und im Spessart. Seine ebenfalls dicht an literarische Vorlagen angelehnte Wanderung „Der Wein, die Forelle und das Möps – Tucholski im Odenwald und im Spessart“ ist eine amüsante und durch die Betrachtung aus der heutigen Zeit informative Geschichte zu einem auf den ersten Blick gar nicht so spektakulären Thema. Dafür bekommt Jürgen Schiller den **Silbernen Columbus**.

Ein bronzenener Columbus wurde in diesem Jahr nicht vergeben.

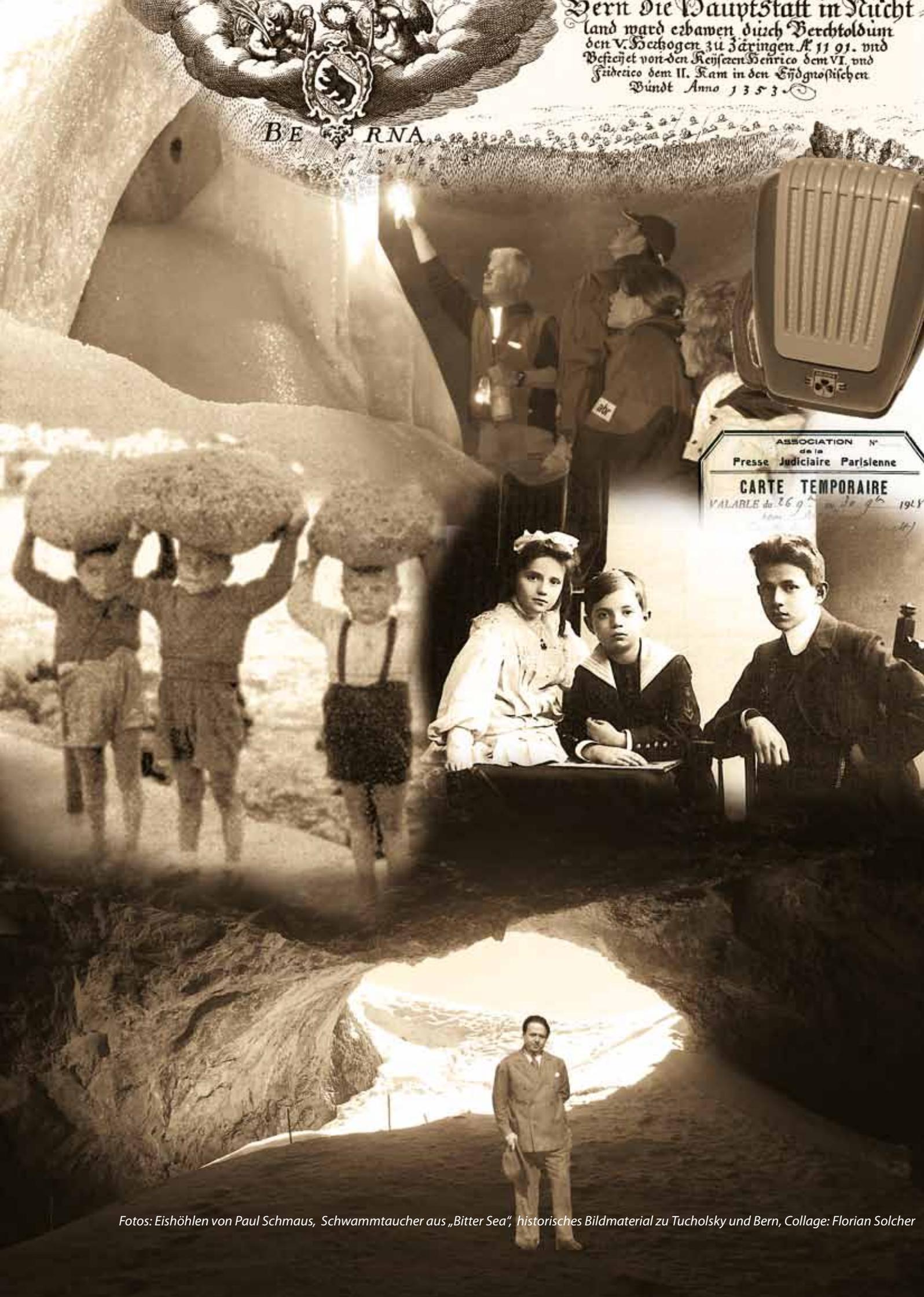
Es gibt aber einen Sonderpreis für das beste monothematische Reisemagazin. Er geht an **Reiner Edelmann** vom Hessischen Rundfunk. Im Programm HR 4 werden Reisereportagen zerteilt in einzelne Takes und unterbrochen durch Musik in Magazinformat gesendet. Für die Autoren ist es nicht immer leicht, aus den Einzelteilen ein kompaktes Bild zu erzeugen. Das aber ist bei einer Rundreise durch Nordportugal durchaus gelungen.

Abschließend sei festgestellt, dass die Jury immer vor dem Problem steht, aus mehreren guten Einsendungen die drei Preisträger zu ermitteln. Wer nicht auf dem „Treppehen“ landete, sollte sich dennoch nicht entmutigen lassen, im nächsten Jahr wieder dabei zu sein.

Otto Deppe

Bern Die Hauptstadt in Nücht
land ward erbawen durch Berchtoldum
den V. Herzogen zu Züringen A. 11 91. vnd
Befehlet von den Keijseren Henrico dem VI. vnd
Friedrico dem II. Kam in den Eydgnosischen
Bündt Anno 13 5 3.

BE RNA



Fotos: Eishöhlen von Paul Schmaus, Schwammtaucher aus „Bitter Sea“, historisches Bildmaterial zu Tucholsky und Bern, Collage: Florian Solcher

Zwischen Anspruch und Möglichkeit

Die neuen Leiden des Reisejournalisten W. und der PR-Chefin M.



Privat

Lieber W.,

gerade lese ich in meiner Tageszeitung Ihren wunderschönen Gardasee-Artikel mit vielen Tipps. Gratulation, er ist Aufmacher des Reiseterteils! Im Infokasten sind die Kontakte zu regionalen Tourismusbüros gelistet. Jedoch keinerlei Erwähnung des Spezialisten C., der Ihnen ja für die Recherche eine Ferienwohnung kostenlos zur Verfügung gestellt hat. Da leiden wir als PR-Agentur, die diese Kooperation vermittelt hat.

Liebe M.,

ich sehe Ihren Punkt, aber bitte verstehen Sie auch meine Position: Wie vereinbart, habe ich Ihren Kunden im Infoteil genannt. Das kann ich als Journalist vertreten. Denn das Ange-

bot von C. ist seriös und hilft dem Leser. Doch die Letztentscheidung liegt natürlich immer bei der Reisedredaktion. Da gibt es also für Sie und mich eine gewisse Unsicherheit, mit der wir wohl leben müssen. Manche Redaktionen haben starre Vorgaben dafür, wie ein Infokasten auszusehen hat. So nennen einige Zeitungen grundsätzlich keine konkreten Hotels bzw. Anbieter, sondern nur die nationalen Fremdenverkehrsämter. Andere tun das schon, so dass ich Ihnen ja auch einige Abdrucke präsentieren konnte, in denen Ihr Kunde genannt wird.

Lieber W.,

ich, weiß, dies ist „beyond your control“. Aber sehen wir es aus Sicht von C. oder eines anderen Sponsors. Die Unterstützung stellt eine echte (finanzielle) Leistung dar. Es handelt sich nicht um freie Zimmer oder Flugsitze – für diese fallen Kosten an. Ich frage mich: Sind sich die Beteiligten in den Redaktionen und Verlagen des Werts der Unterstützung bewusst? Ist doch verständlich, dass solche Investitionen nicht aus wohltätigen Zwecken getätigt werden. Wenn es keine Möglichkeit einer Gegenleistung gibt, wird es solche Unterstützung immer weniger geben. Wir merken ja heute

schon, wie schwer sich Airlines tun, Tickets zu geben.

Liebe M.,

als Journalist kann es natürlich nicht meine Aufgabe sein, bei Redaktionen aktiv für einzelne Sponsoren zu werben. Die Nennung im Infokasten halte ich für angemessen und ausreichend. Ich bin aber wie Sie der Ansicht, dass Sponsoren auch eine messbare Gegenleistung von den Verlagen erhalten sollten. Denn von Ausnahmen einmal abgesehen, kann kaum eine Zeitung und kein Freier Autor es sich auf Dauer leisten, Reportage-Reisen selbst zu finanzieren. Dafür sollte in den Redaktionen bzw. Verlagen sicher das Bewusstsein geschärft werden.

Lieber W.,

da nennen Sie genau den Knackpunkt. Die Verlage machen die „Spielregeln“. Schauen wir ins Ausland: Dort gibt es eine Reihe von Publikationen, die über die Budgets verfügen, ihre Recherchereisen selbst zu finanzieren. Wenn Redaktionen über das Reisebudget verfügen bzw. Autoren so honorieren, dass sie ihre Reisekosten selbst tragen können, haben wir nicht den Spagat zwischen journalistischer Freiheit und den berechtigten Inte-

... von klassischer PR-Arbeit bis zu modernsten Kommunikationsformen ...



jung & kreativ • erfahren & flexibel • strategisch & individuell • zielgruppenorientiert • inhabergeführt

STROMBERGER PR • Anglerstrasse 26 • 80339 München • Deutschland • Telefon: 0049(0)89/189478-80 • Fax: 0049(0)89/189478-70 • info@strombergerpr.de • www.strombergerpr.de

ressen von Sponsoren. Bei uns ist die Situation zumeist anders. Im Alltag sind es manchmal nicht die „umworbene Medien“, wie ich es gelernt habe, sondern die um Tickets und Unterstützung „bittenden Medien“. Daher sollten sich alle Beteiligten Gedanken über die „Gegenleistung“ machen.

Liebe M.,
das ist sicher ein richtiger Hinweis. Medien, die ihre Reise-Stories selbst finanzieren, gibt's in Deutschland nur sehr vereinzelt. Die breite Berichterstattung über Destinationen hängt sehr häufig davon ab, in welchem Umfang gesponsert wird oder im Gegenzug Anzeigen geschaltet werden. Diese Tatsache und die Notwendigkeit von Gegenleistungen werden von manchen Redaktionen erstaunlich gut verdrängt. Und die oft kümmerliche Honorierung von Reisebeiträgen macht das Thema Sponsoring umso spannender: Kein Freier Reiseautor kann nämlich von 40 Cent Zeilenhonorar und 20 Euro pro Foto auch noch alle Reisekosten bezahlen.

Lieber W.,
das Thema Anzeigen im Gegenzug ist noch mal ein anderes. Zu unseren Recherchereisen: Wie also könnten wir die Kuh vom Eis bekommen, sprich: einen Ausgleich für die Sponsoren-Leistung schaffen und trotzdem journalistische Objektivität erhalten?

Liebe M.,
ich finde, die verlässliche und klare Nennung von Sponsoren im Infokasten wäre der richtige Weg. Voraussetzung: Die gesponserte Unterkunft oder der Flug waren in Ordnung und können guten Gewissens von Journalistenseite weiterempfohlen werden. Das hat Nutzwert für den Leser, der genannte Sponsor ist direkt mit der beschriebenen Destination verbunden. Und es steht jeder Redaktion frei, noch weitere Anbieter oder Adressen zu nennen.

Lieber W.,
aber was bringt es unserem Ferienhauspezialisten C., wenn im Infokasten noch drei andere Anbieter gleichwertig genannt werden?

Liebe M.,
hier plädiere ich dafür, dass die Redaktionen im Info-Kasten mehr Transparenz walten lassen und damit die Sponsoren einer Reise hervorheben. Dazu könnte im Service-Teil noch eine Zusatz-Info eingefügt werden, wie etwa: „Die beschriebene Reise / Unterkunft wurde vom Ferienhausanbieter C. zur Verfügung gestellt.“ Dann weiß auch der Leser genau, woran er ist und kann selbst entscheiden. Ihr Sponsor wäre gegenüber anderen Anbietern hervorgehoben. Denn schließlich ist es weder verboten noch anrühlich, dass Reisen unterstützt werden. Darüber sollte aber auch offen geredet werden dürfen.

Lieber W.,
das finde ich eine gute Lösung und manche Medien praktizieren dies ja auch so. Ehrlich gesagt, ist es Zielsetzung aller Sponsoren, auch „out of the box“-Berichterstattung zu bekommen. Schließlich handelt es sich oft um einen hohen Wert der Leistung. Da ziehe ich mir als PR-Frau selbst den Schuh an. Wir müssen, Themen schaffen und so vermitteln, dass sie aus journalistischer Sicht interessant sind. Oder denken wir in eine ganz andere Richtung: Warum sollte ein Verlag nicht ein teures Flugticket dadurch honorieren, indem der Sponsor Anzeigenplatz erhält? Dann trennen wir sauber Redaktion und Sponsoring/Werbung.

Liebe M.,
den Deal „Flugticket gegen Anzeigenplatz“ halte ich im Prinzip für eine mögliche Lösung. Der journalistisch interessantere Weg sieht für mich so aus: Der Sponsor wird durch sein besonderes, vielleicht exklusives



Privat

es Angebot für eine Reisedaktion so interessant, so wichtig, dass er zumindest im Info-Kasten stehen bleibt, vielleicht sogar selbst Thema der Geschichte wird. Reiseberichte über besondere Hotels sind dafür ein typisches Beispiel. Also lassen Sie uns doch mal den Katalog Ihres Ferienhauspezialisten C. durchblättern. Da finden wir sicher ein umwerfendes Häuschen in exponierter Lage, ein Urlaubsziel, das der Leser nur hier findet. Darüber schreibe ich gerne eine schöne Geschichte und bin doch sehr optimistisch, dass ihr Kunde in den abgedruckten Texten gebührend Erwähnung finden wird.

Lieber W.,
ja, das wäre die Ideallösung. Sie ist jedoch nicht immer realistisch und nur selten realisierbar. Unter dem Strich ist schon viel erreicht, wenn alle Beteiligten – von Verlag, Redaktion und freiem Journalist über PR-Arbeiter bis Sponsor – sich der Situation bewusst sind und die berechtigten Interessen der anderen Seite anerkennen. Sicherlich gibt es nicht die Lösung. Aber es gibt verschiedene Möglichkeiten, die Leiden von freien Journalisten und PR-Leuten, die in der Mitte agieren, zu lindern.

Das Zwiegespräch führten Wolfgang Gessler, Freier Reisejournalist, und Marina Noble, Inhaberin noble kommunikation.

Gabriele Beautemps



„Ihr Zimmer ist noch nicht fertig“. Ich hatte keine Ahnung, dass die freundliche Dame hinter der Rezeption es wörtlich meinte.

Als ich zwei Stunden später schüchtern nachschaute, ob das Bett inzwischen frisch bezogen war, stellte ich fest, dass die Kleiderschränke noch nicht aufgestellt und die Lampen noch nicht angebracht waren. So was kann passieren, wenn man sich als Reisejournalist die touristische Entwicklung an der türkischen Riviera vor Ort anschauen und in diesem Zusammenhang an einer Hoteleinweihung teilnehmen will. Das Hotel dürfte mittlerweile komplett ausgestattet sein, längst sitze ich wieder hinterm Schreibtisch in Essen.

Jetzt denken Sie bestimmt: Klar, dass jemand aus dem Ruhrgebiet alles daran setzt, möglichst oft und möglichst weit weg zu kommen. So grau ist es hier allerdings gar nicht mehr. Bei der VDRJ-Tagung im Herbst können Sie sich selbst davon überzeugen.

Natürlich habe ich in den letzten elf Jahren als Redakteurin im WAZ-Reise Journal schönere Regionen kennen gelernt. Viele davon in Deutschland. Das hatte zweierlei Gründe. Erstens möchte ich Geschichten schreiben und Anregungen geben, die Leser nachvollziehen können. Und Deutschlandreisen stehen ganz oben in der Gunst der Urlauber. Außerdem kümmere ich mich im zweiten Beruf um die Erziehung meiner Söhne, zeitaufwändige Fernreisen waren bisher schwierig zu organisieren. Das ändert sich, denn die Jungs (15 und 19 Jahre) sind mittlerweile heilfroh, wenn sie mal ein paar Tage keine mütterlichen Ratschläge zu hören bekommen.

Kontakt: Gabriele Beautemps
E-Mail: g.beautemps@gmx.de

Rüdiger Edelmann

Die Flausen mit dem Radio hatte ich schon mit 15 im Kopf. Zugegeben, damals träumte ich wohl eher davon bekannter DJ zu werden, als gestandener Journalist. Und dass es irgendwas mit Reisen und Tourismus zu tun haben könnte, ließ sich allenfalls daraus ableiten, dass ich gerne verreist bin. Das Studium jedenfalls führte zunächst in die kulturelle Ecke: Literaturwissenschaften mit Schwerpunkt Kinderliteratur und -medien.

Nach dem Magister-Examen gab es kein Halten mehr. Und mit den ersten freiberuflichen Jobs landete ich nicht nur beim Radio, sondern auch in einer Verkehrs- und Reisedredaktion. Ja, da war der erste Redaktions-



auftrag: Die alte Salzstraße zwischen Lüneburg und Lübeck. Wollte Keiner machen und ich hatte danach zwar kein Salz aber „Blut geleckt“. Das war spannend Geschichten zu erzählen und diese Spannung ist bis heute geblieben, immerhin liegt die „Alte Salzstraße“ 26 Jahre zurück.

Leider werden Reisedredaktionen in Nebenbeiprogrammen meist zur „One Man Show“. Man hat wenig Etat und oft den Eindruck, dass die Sendungen von „großen“ Reisefeaturekollegen ein wenig belächelt werden. Im „Hauptberuf“ bin ich nicht nur Wortchef des Radioprogramms hr4, sondern auch sein stellvertretender Chef. Dass die „hr4-Freizeit“ eine beliebte Reisesendung ist, verdankt sie meinem „beruflichen Hobbyengagement“. Aber ich werde weiter kämpfen für den seriösen und trotzdem populären Reisejournalismus im Radio: In meinem Sender, in der ARD und künftig auch in der VDRJ.

Kontakt: Rüdiger Edelmann
E-Mail: edelmann@hr-online.de

Sabine Loeprick



Wer sich früh beim Vorlesewettbewerb übt und Spass daran hat, als Zweitklässlerin auf der Bühne ellenlange Mono-

loge aufzusagen, der landet, na klar, beim Hörfunk. Und wenn auch durch Zufall. So geschehen jedenfalls noch während meines Studiums der Theaterwissenschaften und Romanistik an der Freien Universität Berlin. Seit den ersten Minuten im Sendestudio beim Sender DT 64 (wenige Jahre nach dem Mauerfall eine aufregende Erfahrung, als „Wessi“ bei dem ehemaligen DDR-Kult-Jugendsender zu arbeiten) und dem Lampenfieber angesichts des „roten Lämpchens“ (das Mikrofon ist geöffnet – wir sind jetzt on air!) ist es „mein Medium“: das Radio. Und zwar in sehr unterschiedlicher Hinsicht. Als Hörerin natürlich und als „Radiomacherin“ – sowohl im aktuellen Bereich als „Nachrichtenfrau“ beim RBB-Hörfunk als auch als Autorin für Reise-, Kultur- und Lifestylethemen.

„Kino im Kopf“ sagen viele - und das stimmt. Denn wo sonst lassen sich so herrlich Geschichten erzählen, wo sonst kann man die Menschen anhand von Stimmungen und Stimmen, Geräuschen und Musik einfach mitnehmen auf Reisen? Gereist bin ich schon immer gern und habe es stets genossen, andere Landschaften, Kulturen, Menschen kennenzulernen. Was liegt also näher, andere an diesen Reisen teilhaben zu lassen? Das tue ich nun regelmässig – bin in Südfrankreich bei der Safranernte dabei, schaue auf den Seychellen zu, wie Vanilleparfüm produziert wird oder gehe mit Brandenburger Förstern „auf Pirsch“ und versuche daraus hörbare Geschichten entstehen zu lassen.

Kontakt: Sabine Loeprick
E-Mail: sabine.loeprik@gmx.de

Jule Reiner

Nach dem Studium der Germanistik, Soziologie und Ethnologie habe ich als Redaktions- und Regieassistentin beim Hessischen Rundfunk eine starke Ausbildung für radiophones Denken und Schreiben absolviert und danach mit Wohnsitz in Thessaloniki/Nordgriechenland ein Studium des Neugriechischen und Alter Geschichte aufgenommen. Um noch einmal „etwas Abwegiges zu tun“, bis es in eine Festanstellung geht.

Nach der Rückkehr nach Frankfurt wurde daraus ein Gastspiel als Presseassistentin beim World Wildlife Fund und bald machte ich mich als freie Journalistin und Autorin selbständig. Meine Arbeitsschwerpunkte in den ersten 10 Jahren lagen in der Kultur, der Musik, Kunst und Botanik Griechenlands, Afrikas und islamischer Länder. Ich reiste für Tageszeitungen, Reisemagazine und Rundfunksendungen durch die Welt und veröffentlichte eine nicht mehr zählbare Menge von Reportagen und Features. Die zweite Dekade gehörte arktischen Ländern und dem Thema Gärten. Eine Reise in die Antarktis wurde zum alles verändernden Höhepunkt. Es folgten Essays und Kurzerzählungen in Zeitungen und Büchern. Daneben stellte ich



Stephan Gabriel

mein Redaktionsbüro mit PR-Arbeit und freier redaktioneller Mitarbeit auf stärkere Füße. Am liebsten schreibe und inszeniere ich immer noch Radiofeatures und produziere in freier Regie Hörbilder. Vieles davon denke ich mir während heiteren Spaziergängen mit meiner inzwischen 11 Jahre alten Mopshündin Dolores aus, ohne die das Leben nicht annähernd so viel Sinn machen würde.

Kontakt: Jule Reiner
E-Mail: jule.reiner@t-online.de

Andreas Sakkas

Es war mir nicht in die Wiege gelegt, dass ich den größten Teil meines Lebens in Deutschland verbringen würde, denn geboren bin ich 1949 auf Zypern – und im Herzen bin ich auch Zypriote geblieben.



Privat

Das kommt meinem Beruf zugute: Seit 1980 leite ich als Direktor die Fremdenverkehrszentrale Zypern in Deutschland und unterstütze von hier aus den Tourismus auf Zypern. Doch ich habe auch in meiner Wahlheimat Wurzeln geschlagen, die Liebe meines Lebens ist eine Deutsche, mit der ich schon lange verheiratet bin. Wir wohnen in Königsstein und haben zwei Kinder.

Eigentlich gehen ja die Zyprioten schon mit 60 in den Ruhestand. Davon bin ich heute weiter entfernt denn je. Denn im September 2005 habe ich das Amt des Präsidenten des Corps Touristique übernommen, nachdem sich mein Vorgänger, der Italiener Italo Somarriello in den Ruhestand verabschiedet hat. Das Ehrenamt fordert vor allem in Messezeiten meinen ganzen Einsatz. Dabei bin ich schon als Direktor die Fremdenverkehrszentrale Zypern in Deutschland gut ausgelastet.

Aber mein Beruf macht mir immer noch viel Freude. Meine Laufbahn habe ich 1972 mit dem Studium der Touristik in Heilbronn begonnen. Die ersten beruflichen Sporen verdiente ich mir bei verschiedenen Reiseveranstaltern.

Es sind jetzt genau 40 Jahre, dass ich in Deutschland zu Hause bin, genauer gesagt in Königstein. An Ruhestand denke ich zwar noch nicht, aber ich träume davon, den Winter auf Zypern und den Sommer in Deutschland zu verbringen.

Kontakt: Andreas Sakkas
E-Mail: info@corps-touristique.de

VDRJ Intern

Aus dem Arbeitskreis:

■ **Klaus Bötig** hat im ersten Quartal 2009 bereits vier neue Bücher herausgebracht: Bei DuMont die Reisetaschenbücher „Chalkidiki/Thessaloniki“ und „Korfu/Jonische Inseln“, bei Marco Polo den Band „Samos“ sowie bei Merian live den Band „Mittelmeerkreuzfahrt/Östlicher Teil“. Außerdem hat der umtriebige Bötig die gerade neu erschienene, 72 Seiten starke Jahresbroschüre der Griechischen Zentrale für Fremdenverkehr getextet. Im August erscheint bei DuMont dann auch noch der Band „Richtig Reisen Kreta“ aus der Feder des Griechenland-Experten.

■ **Alois Gassner** hat seine „Fliegenburg“ im lippischen Berg- und Altkanzlerdorf Talle endgültig geräumt und lebt jetzt „über der Grenze“ im nahen preußischen Herford. Nach einem Schlaganfall hat sich Gassner von einigen beruflichen Aufgaben verabschiedet, arbeitet aber weiter mit am von ihm gegründeten Bäderpressedienst, den heute Gerd Dörr herausgibt und bei dem die 400. Ausgabe bevorsteht. Auch für Heilbad & Kurort schreibt Gassner weiterhin Glossen und ist noch in seinem ehemaligen Heimatdorf Talle Vorsitzender des größten Vereins, des Heimat- und Verkehrsvereins. Nicht genug damit: Mit 222.mondkragen.de hat der unermüdliche Tierfreund auch noch einen Service für Hundebesitzer installiert, die Probleme mit dem „Trichter“ haben. Das ungeliebte Gerät soll Hunde davon abhalten, Operationsnarben aufzubeißen oder ihre Wunden zu lecken.

■ **Rolf Nöckel**, Reisechef der Westdeutschen Zeitung, ist fremd gegangen: Nach seinem Taschenbuch „Kompass und Wind“ mit 100 Reisefieber-Glossen erschienen jetzt Fußball-Geschichten aus dem Ruhrgebiet. Titel des Hardcover: „...der Boss spielt im Himmel weiter“ (Verlag Henselowsky Boschmann). Nöckel „outet“ sich darin als Fan von Schalke 04. In der Anthologie sportlicher Stories befindet sich unser Kollege in guter Gesellschaft mit kickenden Experten wie etwa dem Schriftsteller Frank Goosen, Professor Dietrich Grönemeyer, „Uns“ Uwe Seeler oder dem Kabarettisten Ludger Stratmann.

■ Keine Nachwuchssorgen braucht sich der Arbeitskreis der VDRJ zu machen. Gleich drei Mal gab es Nachwuchs bei den Journalisten:



Privat



Privat



Privat

Doris Wegner, Ressortleiterin Reise bei der Augsburger Allgemeinen, freut sich über Sohn Pau (unten), Anja Hägele, freie Journalistin, über Sohn Joris und Pascal Brückmann von der WAZ über Tochter Emilia.

■ **Thomas Schwitalla** hat den Rheinischen Merkur verlassen. Ansprechpartner in der Reisedredaktion sind jetzt Walther Wuttke und Astrid Prange.

■ **Thomas Starost** ist jetzt bei dem touristischen Fachmagazin ta-touristik aktuell und dem Hotelmagazin „Top Hotel“ als Korrespondent und Autor fest in das Impressum übernommen worden.

■ **Herbert Stiglmaier** (Autor/Redaktion) und Alexander Saran (Regie) gewannen 2008 mit der BR-Sendung „freizeit“ und ihrer Ausgabe zum Thema „Schwimm-Wandern durch die bayerischen Seen“ den Bronzernen Columbus. Zufall oder Folge des Columbus: Ab dem 18. September 2008 bekam „freizeit“ einen wesentlich besseren Sendeplatz im Bayerischen Fernsehen: Nach elf fürchterlichen Monaten am Freitag um 17 Uhr läuft die Sendung jetzt am Donnerstag um 21.15 Uhr zur besten Sendezeit am Abend.

Aus dem Partnerkreis:

■ **Carmen Stromberger PR** hat sich mit einem Frauen-Team binnen eines Jahres auf dem Markt etabliert und für 2009 neue Kunden gewonnen: Das Solis Cambrian Hotel & Spa in Adelboden, das Kempinski Palace Portoroz in Slowenien, Kleber Post in Bad Saulgau (Eröffnung Juli 2009) und das Bergdorf Priesteregg in Leogang im Salzburger Land (Eröffnung Dezember 2009). Fünf Mitarbeiterinnen und die Chefin arbeiten in zwei Teams vorwiegend in der Hotel-PR. Verstärkung wird gesucht.

■ **Comeo PR** hat für die Alpine Pearls, einen Zusammenschluss von 21 Gemeinden aus sechs Alpenländern, die sich auf sanfte Mobilität spezialisiert haben, ein ungewöhnliches Experiment betreut. Unter dem Motto „Der Weg ist das Ziel“ führte die Pressereise rund 40 Medienvertreter in zwölf Tagen durch die winterlichen Alpen – mit Bussen, Bahnen, Ski, Hundeschlitten, Schneeschuhen und Gleitschirm.

■ **Daniela Piroth Marketing & PR** konnte nach fünf Jahren erfolgreichen Wachstums auch 2008 das Agenturportfolio erweitern. Die Münchener Agentur unterstützt den Sauserland-Tourismus e. V. im Bereich Pressearbeit.

Zuständig ist **Stefanie Jung**, die auch den Kunden Villanao.de übernommen hat. Ihr Auftragsvolumen erweitert hat die Chiemsee Tourismus KG. In Kooperation mit der Priener Tourismus GmbH finden verstärkt gemeinsame PR-Aktivitäten statt. Pressekontakt für das Ferienziel am zweitgrößten Binnensee Deutschlands sind Daniela Piroth und Julia Plöger.



■ **Kai Ostermann** hat gut lachen. Der Münchener Agentur news plus ist ein absoluter Werbegag gelungen. Mit der Ausschreibung des „besten Jobs der Welt“ kam Tourism Queensland nicht nur in die Gazetten weltweit, es machte auch online Furore. Die Website www.islandreefjob.com brach zeitweise zusammen, weil sie stündlich von bis zu 40 000 Interessenten aus aller Welt gestürmt wurde, die sich für ein Gehalt von 150 000 Australischen Dollar als Insel-Ranger auf den Inseln des Great Barrier Reef verdingen und darüber berichten wollten. Bewerbungen kamen bis aus der Mongolei, aus Peru und sogar aus dem Vatikanstaat. Ein Kandidat stellte sich in sechs verschiedenen Sprachen vor, andere wurden bei den Botschaften vorstellig. Rund vier Millionen Personen aus aller Welt haben die Website besucht. Es wird nicht leicht werden, aus der Flut der Bewerbungen – weit über 15 000 – die elf Glücklichen herauszusuchen, die schließlich „an einem intensiven Bewerbungsprozess“ auf Hamilton Island teilnehmen dürfen. Von ihnen kann nur einer gewinnen. Fest steht schon jetzt: Aufgaben wie im Dschungelcamp sind für die Finalisten aus aller Welt nicht vorgesehen.

■ **Noble kommunikation GmbH** pflegt den Touristik-Nachwuchs. Seit vier Jahren laden die Tourismus-Spezialisten den Nachwuchs aus der Branche zum vorweihnachtlichen Touristik-Nachwuchs-Cafe mit Bastelprogramm und weihnachtlichen Leckereien. Diesmal waren es 20 Kinder, die mit ihren Müttern, Vätern und Omas die Büros der PR-Agentur in Neu-Isenburg eroberten und sich vom Überraschungs-

gast Lava Lamos, eine der Figuren der Landal GreenParks, begeistern ließen.

■ **Uschi Liebl PR** hat das Portfolio im Bereich Luxushotellerie wieder erweitert und betreut jetzt auch die renommierten One&Only Resorts. Im April wird das exklusive One&Only Capetown eröffnen, direkt an der Waterfront mit Nobu und Gordon Ramsay Restaurants. Seit 1. Februar arbeitet die Münchner Agentur für das Hotel Schloss Pichlarn in der Steiermark, das seit Dezember 2008 als hundertprozentige Tochter zu den Schloss Fuschl Betrieben GmbH gehört. Auch die spektakuläre Neueröffnung von Le Royal Mansour Marrakech in Marokko wird von Uschi Liebl PR betreut werden. Mit den Themen Zugspitze und Garmisch-Classic ist die Bayerische Zugspitzbahn Bergbahn AG neuer Kunde.

■ **Aud Wiese** hat die A-Rosa-Pressestelle verlassen. Ihre Nachfolgerin in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der A-Rosa-Management GmbH ist **Michaela Störr** von der Agentur Störr-Faktor.

■ **Wilde & Partner** freuen sich über eine Reihe von neuen Kunden wie La Mamounia, die Hotellegende in Marakesch, das Hotel Jungbrunn im Tannheimer Tal, Smaland in Südschweden, den Klopeiner See in Kärnten, die beiden Münchner Hilton-Hotels, das Alpine Spa Resorts im Südtiroler Ahrntal, die Airline Germania und die SOS-Kinderdörfer. Die w&p-Mannschaft verstärken ab sofort **Christian van Alpen** und **Roberto La Pietra** sowie **Katja Rösener** in den Teams Aviation, Destinationen und Hotels.

Impressum

Verleger:

Vereinigung Deutscher Reisejournalisten (VDRJ), Berlin

Herausgeber und verantwortlich i.S.d.P.:

Jürgen Dresek, 1. Vorsitzender und Sprecher, Düsseldorf Str. 33a, 10707 Berlin, dresek@vdrj.org

Postanschrift:

VDRJ-Columbus-Magazin, Postfach 151402, 10676 Berlin, Telefon 0700 0000 8375, (07, sechsmal null, vdrj)

Redaktion:

Lilo Solcher,

SolcherKonzepte für Medien

E-Mail: lilo@lilos-reisen.de, www.lilos-reisen.de

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Michael Allmaier, Otto Deppe, Klaus Dietsch, Heidi Diehl, Jürgen Dresek, Wolfgang Gessler, Andrea Jeska, Rolf Kienle, Elke Michel, Blacky Neubauer, Stefan Nink, Marina Noble, Rolf Nöckel, Stephan Orth, Fabian von Poser, Hans Werner Rodrian, Michael Smoltczyk, Lilo Solcher, Andreas Steidel, Horst Zimmermann, Markus Wolff

Fotonachweis: Elke Michel (S. 43/44/45), Stefan Nink (S. 10/11), Stephan Orth (S. 50), Andreas Riedmiller/Carofoto (S. 36/37), Lilo Solcher (S. 12/17/21/22/58/60), Elke Thonke (S. 5/8/24/26/29), Stefan Volk (S. 38/39/41), Samuel Zuder (S. 46/47/49).

Collagen und Montagen: Florian Solcher. Das Bild der Schwammtaucher in der Collage S. 61 stammt aus dem Büchlein „Bitter Sea“ von Faith Warn, die Eishöhlen fotografierte Paul Schmaus.

Layout und graphische Gestaltung:

Florian Solcher, www.alphalogic.org

Druck:

AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten, www.az-druck.de



[noblekom.de:](http://noblekom.de)

news,

hintergrund,

fotogalerien,

sound und

leseproben!

so bunt kann kommunikation im tourismus sein:

air new zealand...aruba...cuendet-ferienhäuser... landal-ferienparks...
le boat-hausboote: crown blue line/connoisseur/emerald star...
macau...pennsylvania...sun resorts...
worlds of discovery: seaworld/busch gardens/discovery cove/aquatica...

wir sind gerne für sie – und Sie – da!



luisenstraße 7, 63263 neu-isenburg
tel: 06102-3666-0, info@noblekom.de

Wir schaffen außergewöhnliche Reiseerlebnisse.

Ihre Ansprechpartner in der Unternehmenskommunikation bei TUI Deutschland:



Mario Köpers
Leiter Unternehmenskommunikation
Tel.: 0511/567-2100 Fax: 0511/567-2111
mario.koepers@tui.de



Tanja Kraus
Pressesprecherin TUI & 1-2-FLY
Allgemeine Reisetemen, 1-2-FLY, Discount Travel,
TUI Family und Cluburlaub, Land: Italien
Tel.: 0511/567-2105 Fax: 0511/567-2111
tanja.kraus@tui.de



Geraldina Crisci
Sekretariat
Tel.: 0511/567-2100 Fax: 0511/567-2111
geraldina.crisci@tui.de



Alexa Hüner
Pressesprecherin TUI
Allgemeine Reisetemen, Länder: Fernstrecke (komplett),
Östliches Mittelmeer (Türkei, Tunesien, Marokko),
TUI Städtereisen, TUI Premium
Tel.: 0511/567-2103 Fax: 0511/567-2111
alexa.huener@tui.de



Michael Blum
Leiter Presse/Pressesprecher Vertrieb
Allgemeine Reisetemen, Umwelt & Nachhaltigkeit,
Vertriebsthemen (Reisebüro- und Internetvertrieb etc.)
Tel.: 0511/567-2106 Fax: 0511/567-2111
michael.blum@tui.de



Anja Braun
Pressesprecherin TUI
Allgemeine Reisetemen, TUI Hotels & Resorts (u.a. aqi,
Riu, Dorffhotel, Magic Life, Iberotel, Grupotel, Grecotel),
Sensimar, Länder: Westliches Mittelmeer,
Östliches Mittelmeer (Ägypten, Griechenland)
Tel.: 0511/567-2102 Fax: 0511/567-2111
anja.braun@tui.de



Ole Kockmann
Referent Medienkooperationen
Medienkooperationen, Recherchereisen
Tel.: 0511/567-2117 Fax: 0511/567-2111
ole.kockmann@tui.de



Romana Voet
Pressesprecherin TUI
Allgemeine Reisetemen, New Markets (TUI Cars, TUI Card,
Vers4U, Ferienhäuser, Hausboote)
Länder: Portugal, Malta, Zypern
Tel.: 0511/567-2108 Fax: 0511/567-2111
romana.voet@tui.de



Birgit Anderson
Leiterin Presse-Service
Konzeption und Entwicklung, Events/Veranstaltungen,
Presseverteiler, Pressespiegel
Tel.: 0511/567-2112 Fax: 0511/567-2111
birgit.anderson@tui.de



Beate Arnold
Pressesprecherin airtours
Tel.: 0511/567-2123 Fax: 0511/567-2111
beate.arnold@airtours.de



Susanne Stünckel
Pressesprecherin TUI
Allgemeine Reisetemen, TUI Vital, Flusskreuzfahrten,
Länder: Osteuropa (mit Kroatien und Bulgarien),
alle Autoreiseziele (u.a. Deutschland,
Österreich, Schweiz, Frankreich, Benelux)
Tel.: 0511/567-2104 Fax: 0511/567-2111
susanne.stuenckel@tui.de



Sie haben es sich verdient.